Die Tochter des Nabob.

Roman

von

E. Rudorff,

Verfasser von: „Durch Leid zum Licht“, „Deutsches Leben“.

Zweite Auflage.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

[1875]

Erstes Kapitel.

Noch kämpfte der anbrechende Tag gegen die dichte Nebelhülle, welche sich an einem naßkalten Oktobermorgen über London gelagert hatte, als schon der Wagen von Dr. West, dem berühmtesten Arzte der Weltstadt, in schnellem Trabe Regent-street herabfuhr und vor einem palastartigen Gebäude dieser Straße hielt.

Nur die Rücksicht auf einen Patienten von Bedeutung, oder auf einen schweren und interessanten Krankheitsfall konnte den alten Herrn zu so ungewöhnlicher Zeit seinem behaglichen Schlafzimmer entführt haben.

Man schien Dr. West's Ankunft schon zu erwarten, denn bevor er noch den Fuß auf den Wagentritt gesetzt hatte, öffnete sich bereits das Eingangsportal des Gebäudes und ein Diener eilte herbei, um dem Arzt beim Aussteigen behülflich zu sein. Nachdem der Portier die Thür hinter den Eintretenden geräuschlos geschlossen, fragte Dr. West den Diener, welcher eine Art von Vertrauensperson

zu sein schien und mit der Pflege des Kranken betraut war: „Wie hat Mr. Fenton die Nacht zugebracht, Walter?"

„Kein Schlaf kam in seine Augen, die Schwäche nahm zu, Mr. Fenton verlangte dringend, Sie zu sehen, Sir!"

„Und Miß Fenton, Walter?"

„Sie verließ auch diese Nacht keinen Augenblick den Herrn; nie hat es eine treuere Tochter gegeben."

„Harriet wird sich zu Grunde richten, denn ihre Konstitution ist zart," murmelte Dr. West vor sich hin, als er die mit Teppichen belegten Stufen der ersten Treppe emporstieg. An den Wänden des — dunkelroth und grau — in pompejanischem Styl gemalten Treppenhauses waren Konsolen mit Marmorbüsten angebracht, deren mattes Weiß sich prächtig von dem vollen Roth des Hintergrundes abhob. In den Ecken standen Blattpflanzen auf kostbaren Kandelabern und drei Ampeln antiker Form ergossen von der Decke herab ein märchenhaftes Dämmerlicht über den stillen, in den edelsten Proportionen angelegten Raum.

Leisen Schrittes trat West in das Krankenzimmer ein; hier brannte keine Lampe mehr, denn auf Herrn Fenton's Geheiß hatte man die Vorhänge an den hohen Fenstern zurückgeschlagen, damit der erste Strahl des jungen Lichtes, an dem

er noch einmal sich erquicken wollte, ihm auch nicht für einen Augenblick verloren ginge. Glorreich kam jetzt die Sonne hervor und goldige Lichter spielten über den Krystallschalen und Gläsern neben des Kranken Bett und glitten über die seidene Decke, auf welcher seine Hände ruhten. Das Gesicht Fenton's — dessen erloschenes Auge und vom Schmerz durchfurchte Züge wunderbar mit dem Glanze kontrastirten, der auch in diesem Gemach entfaltet war — erhellte sich ein wenig, als er den Arzt erblickte, und er sagte in leisem Ton: „Haben Sie Dank, verehrter Freund! — Harriet," wendete er sich zu einem jungen Mädchen, welches ihren Platz neben dem Krankenbette beim Eintritt des Arztes verlassen hatte und ein wenig seitwärts getreten war, „ich muß Dr. West ohne Zeugen sprechen!"

Miß Fenton warf einen liebevoll besorgten Blick auf den Kranken, verneigte sich vor Dr. West und verließ dann das Zimmer.

Voll Bewunderung folgte ihr das Auge des Arztes, denn die Schönheit dieses Mädchens hatte etwas so Leuchtendes, so Anziehendes, daß es schwer wurde, neben ihr noch Anderes zu betrachten. Harriet's Gestalt war hoch und schlank, und ihre leichten Bewegungen zeigten ebensoviel Grazie als angeborene Vornehmheit. Das dunkle Haar des Mädchens lag glatt gescheitelt über der hohen Stirn,

unter welcher schwarze Augen ernst und sinnig hervorblickten. Eine fein gebogene Nase und ein zierlicher Mund mit den schönsten Zähnen vollendeten das reizende Bild holder Weiblichkeit.

Seufzend nahm West seinen Platz am Krankenbette ein; nur eine kurze Spanne Zeit noch, und dieß bezaubernde Geschöpf mußte eine Waise sein! Ernste Worte wurden nun zwischen dem Arzt und dem Kranken gewechselt, so ernst wie sie auf der schmalen Grenzscheide, die hier noch zwischen dem Leben und dem Tode lag, so nöthig erschienen. Dem Drängen Mr. Fenton's, ihm die volle Wahrheit über seinen Zustand zu sagen, durfte Dr. West sich um so weniger entziehen, als Fenton äußerte, daß er noch eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit zu ordnen habe.

Fenton drückte fest die Hand des Arztes, der seit zwei Jahren ihm als ein treuer Freund zur Seite gestanden hatte, und sagte mit Anstrengung und in Pausen: „Sie haben mir vor Jahresfrist — — das unschätzbare Versprechen gegeben — — über Harriet als ihr Vormund — — wachen zu wollen. Zwei bewährte Geschäftsmänner — — werden nach der Anordnung — — meines Testaments — — Ihnen zur Seite stehen und — — alle Geldangelegenheiten erledigen. Ihnen — theurer, verehrter Herr — — bleibt das Wichtigste anheim-

gegeben — — die Sorge für des Mädchens leibliches — — und geistiges Wohl! Ein Dokument muß ich — — noch in Ihre Hände — — legen — — von dessen Existenz — — die andern Vormünder — — nichts zu erfahren — — brauchen. Sie — — finden es in — — der Kassette — — die zu Häupten meines — Bettes steht. Hier ist — — der Schlüssel — nehmen Sie das — — Papier an sich — — schweres Unheil — — könnte sonst — — vielleicht über Harriet kommen!" —

West öffnete die Kassette, wie Fenton ihm geheißen, und fand darin ein mit fünf Siegeln verschlossenes kleines Paket, dessen Aufschrift ihn in Erstaunen setzte.

„Verehrter Freund," sagte West, „gönnen Sie sich Ruhe, das viele Sprechen hat Sie angegriffen. Wie theuer mir Ihre Harriet ist, wissen Sie lange; das herrliche Mädchen soll in mir den treuesten Freund und Berather finden, verlassen Sie sich darauf."

Mr. Fenton bewegte die Hand zum Zeichen des Dankes.

„In einigen Stunden komme ich wieder," fuhr der Arzt fort, der diese ergreifende Szene zu verkürzen strebte. Noch ein Händedruck und West verließ das Gemach. Der treue Diener Walter hatte pflichtgetreu im Korridor neben dem Kranken-

zimmer den Arzt erwartet und eilte nun unverzüglich zu seinem Herrn zurück.

„Walter, rufen Sie — — Miß Fenton — — zu mir und lassen Sie — — weiter Niemanden — — eintreten — — bis meine Tochter — — Sie benachrichtigt!“

Mit leisem, von liebender Sorge beflügeltem Schritt näherte sich Harriet dem Bette des Vaters. Seine Züge, sein kurzer Athem sagten ihr, daß es schlimm um ihn stehe. Sie kniete vor dem Bette nieder, drückte einen Kuß auf die kalte Hand des Leidenden und flüsterte, ihre Thränen zurückdrängend, in einem lieblichen Ton, der den Kranken täuschen und ihm Hoffnungen einflößen sollte, die ihr so fern lagen: „Dr. West fand Dich besser, nicht wahr, mein theurer Vater?“

„Harriet,“ erwiederte Fenton mit einem gewaltsamen Zusammennehmen seiner schnell schwindenden Kräfte, das Zeugniß von der Energie ablegte, welche diesen seltenen Mann stets beseelt hatte, „ich will Dir danken — — soweit es meine schwachen — — Worte vermögen — — für alle Deine Liebe — — Deine Treue — — Deine Aufopferung. Gott segne Dich — — Harriet — — mit dem reichsten Segen — — den er verleihen kann! Denke meiner — — in Liebe — wenn ich geschieden — — bin.“

„Vater, sprich nicht so; Gott wird das Schreckliche abwenden, Dir Kraft geben, diese schwere Krankheit zu überstehen, wenn Du Dich schonest, wenn Du nicht durch traurige Bilder Dich aufregst, wie es jetzt geschah! — Und doch soll dieser Augenblick nicht vorübergehen, ohne daß ich Dir beichte, Dich um Verzeihung bitte, Vater! Sieh', mein theurer Vater, es gab Zeiten, in welchen Dein kindisches Mädchen Dich im Stillen anklagte und meinte, Du wärest nicht liebevoll, nicht zärtlich genug gegen sie. Sie hatte keine Mutter gekannt, und verlangte von Dir, was sicherlich nur eine Mutter zu geben vermag: jenes Unaussprechliche, jenes Ueberfließende vom Herzen zum Herzen, das sich in tausend Kleinigkeiten, in allen den Tändeleien der Liebe kund gibt. Du hattest mühevoll zu schaffen und zu arbeiten, Du warst schweigsam, und ich sah endlich ein, daß Deiner Natur nicht gegeben wäre, was ich vermißte. Du thatest ja sonst Alles für mich! Wer hatte bessere Lehrer, kostspieligere Bildungsmittel, wer durfte reichere Gaben an Unglückliche vertheilen als ich, wem wurden die Fülle äußerer Freuden, alle Schätze des Luxus bereitwilliger geboten als mir?"

Fenton machte eine Bewegung, als wolle er seine Tochter unterbrechen.

„Laß mich vollenden, Vater! Schon lange be-

drückte ja mein Herz, was ich endlich Dir nun offenbaren muß. Jene Zeiten, in denen ich litt, schwerer litt, als ich es in Worte zu fassen vermag, sind ja längst entschwunden; ich habe mich in Deine Art zu lieben hineingewöhnt, und Dein langes furchtbares Leiden, mit all' der Milde und Geduld, mit der edeln Resignation, die Du dabei gezeigt, hat mir den vollen, herrlichen Werth des besten Vaters gezeigt. Ich durfte Zeuge sein, wie Du, obwohl von unsagbaren Schmerzen gequält, niemals aufhörtest, Dich mit dem Wohl Anderer zu beschäftigen und Hülfe zu spenden in vollstem Maße. Du wurdest mein Vorbild, zu dem hinauf alle meine besseren Empfindungen sich rankten; ich fühlte mich stolz, in meinem Vater den wahren Menschenfreund zu verehren! Jetzt fehlt zu meiner Zufriedenheit, zu meinem Glücke nichts, als daß Du genesest; vorher aber solltest Du wissen, wie undankbar ich gewesen bin, Alles, Alles mußte klar zwischen uns werden!"

Eine große innere Erregung hatte sich in den Zügen des Kranken ausgesprochen, während Harriet ihre Bekenntnisse ablegte. Fenton legte seine Hand auf den Mund des Mädchens und sagte kaum hörbar, denn seine Stimme versagte bereits: „Nicht Du, ich — habe um Verzeihung — — zu bitten, Harriet! — — ich empfing Schätze — —

der Liebe von Dir — — welche — — mir nicht — — gebührten! — — ich bin Dein — — Vater nicht — —"

„Vater," fuhr das erschreckte Mädchen auf, „Deine Gedanken verwirren sich, Phantasiegebilde umlagern Deinen Geist."

„Mein Geist — — ist — — vollkommen klar — — Du — solltest später — — erfahren — — ich gedachte — — Deine Hand — — in die — — eines würdigen — Mannes zu legen — — Dein Vater — — lebt!" — —

Aus der Sturmesflut beängstigender, trauervoller Gedanken, die über Harriet hereinbrach, machte sich — ihrem edeln Selbst gemäß — ein Gefühl vor allen andern Bahn: sie mußte dem Sterbenden noch so viel Liebe erweisen, als sie zu geben vermochte, sie mußte Alles aufbieten, die letzten heiligen Minuten zu verklären.

„Du bist mein Vater, denn Du hast Vaterstelle an mir vertreten, ich will und mag keinen andern Vater haben als Dich! Vater," rief sie entsetzt, als das Auge Fenton's brach, und legte ihren Mund an sein Ohr, „nicht Fleisch und Blut, sondern die Liebe gibt Vaterrechte! Du bist mein Wohlthäter, mein Vater gewesen, ich werde Dir ewig dankbar sein für Deine Liebe!" —

Zweites Kapitel.

Der Nabob von Singapore — so wurde Herr Fenton in dem eleganten Stadtviertel genannt, das er zu seinem Wohnsitz erwählt — ruhte nun schon mehrere Wochen in der Erde des Heimatlandes, welchem er die in der Fremde und durch energische Arbeit erworbenen Schätze zugebracht hatte. Sein Testament, vor wenigen Tagen eröffnet, erregte durch die darin enthaltenen großartigen Vermächtnisse an die Armen Londons und an wohlthätige Gesellschaften die Aufmerksamkeit des ganzen Landes. Niemals zuvor war über ähnliche Summen von einem Privatmanne freigebig verfügt worden. Daß sich dabei auch die Blicke auf Miß Fenton, die einzige Tochter des Dahingeschiedenen, richteten, darf nicht Wunder nehmen; erschien doch dieß achtzehnjährige Mädchen unbestritten als die reichste Erbin der drei Königreiche. Bald wußte Jedermann, daß die Tochter des Nabob — obwohl sie ihre prächtige Wohnung stets nur für kurze Zeit

verließ, um eine Spazierfahrt zu machen, oder das Grab des Vaters mit Blumen zu schmücken — wunderschön und hochbegabt sei. Herr Gilpers, ihr Lehrer im Harfenspiel, der bis dahin nur wenige Schüler gehabt hatte, wurde plötzlich ein gesuchter Mann, und Damen des hohen Adels, welche ihre jüngeren Söhne vortheilhaft zu verheirathen wünschten, engagirten ihn als Lehrer für ihre Töchter, um Näheres über die Verhältnisse, die Neigungen und Gewohnheiten von Miß Fenton zu erfahren. Dieß glückliche, vielbeneidete Mädchen — denn wie heiß wird nicht fürstlicher Reichthum ersehnt! — deren Name jetzt Gegenstand des Tagesgespräches war, verbrachte ihre Zeit in trübem, peinvollem Sinnen. Ihr schien, als habe sie verloren, ja unrettbar verloren, was ihrem Herzen so theuer, so heilig gewesen!

Immer auf's Neue nahm sie ein Miniaturbild ihrer verstorbenen Mutter zur Hand, welches diese als Mädchen von sechzehn Jahren darstellte, und betrachtete forschend die Züge des reizenden Gesichtes, als ob ihr daraus Aufklärung über alle die bangen Befürchtungen kommen könnten, welche ihren Geist umlagerten.

Wie bei dem Anblick der Madonna der Gläubige Ruhe und Frieden in das bewegte Gemüth einkehren fühlt, so hatte Harriet bis dahin in allen

trüben Stunden zu dem sanften Antlitz der verklärten Mutter sich geflüchtet und Trost und Erquickung stets gefunden. Daß ihr Vater nicht öfter und nicht in wärmeren Ausdrücken von der früh Verstorbenen sprach — Frau Fenton war nur zwanzig Jahre alt geworden — wie oft hatte Harriet es ihm verdacht!

Beschränkte sich doch Alles, was sie von der theuern Mutter, welche sie mit jeder Tugend schmückte, erfahren, daß diese eine in zarter Jugend verwaiste Nichte von Herrn Fenton gewesen sei, und daß er sich, bevor er England verließ, mit derselben vermählt habe.

Bald nach Harriet's Geburt begann die junge Frau zu kränkeln. Die Aerzte maßen dem Klima Indiens die Schuld davon bei, dennoch wies Frau Fenton den Vorschlag ihres Gatten — mit dem kleinen Mädchen für einige Zeit nach England zurückzukehren — voll Entschiedenheit zurück und siechte dann langsam dahin. Eine alte Wärterin, welcher Herr Fenton während der letzten Lebenszeit seiner Gattin die Sorge für die kleine Harriet übertragen, hatte dem Kinde oft erzählt, wie innig die Mutter es geliebt. Frau Fenton habe oft mit einer fast leidenschaftlichen Erregung die Kleine an ihre Brust gepreßt und die Stirn des Kindes mit heißen Thränen benetzt.

Herr Fenton zeigte sich stets voll treuer Sorge für seine Gattin und niemals waren von der Umgebung der Eheleute Worte vernommen, welche nicht von Achtung und Rücksicht Zeugniß abgelegt hätten.

Sicherlich war es nur der Abstand der Jahre gewesen, und die große Arbeitslast, welche Herrn Fenton bedrückte — damit beruhigte Harriet sich zuletzt — die ein innigeres, zärtlicheres Verhältniß zwischen den Gatten unmöglich gemacht. — Ihrem Vater war das Mädchen viel näher getreten, seitdem er, von allen Geschäften frei, seinen Aufenthalt in London genommen. Und als vor zwei Jahren die schwere Krankheit über ihn hereinbrach, der er zum Opfer geworden, da hatte er Harriet zur Vertrauten bei allen Liebeswerken gemacht, die er in großartigster Weise übte. Nur die volle Wahrheit sprachen ihre Worte aus, wenn sie dem Sterbenden versicherte, daß sie jetzt zufrieden, ja beinahe glücklich sich gefühlt. Denn gibt es wohl eine größere Befriedigung für jedes edlere Gemüth, als sich voll Verehrung Denjenigen zu nahen, für welche schon die Stimme der Natur Hochachtung und Liebe von uns fordert?

Und wie sah es nun in ihrem Innern aus?

Die Zuneigung, die Verehrung, welche sie dem theuern Manne gewidmet hatte, mußte sie nicht in

viel höherem Maße ihm diese zuwenden, wenn er alle Pflichten des Vaters auf sich genommen, obwohl kein so heiliges Band ihn mit ihr verknüpfte? Doch was sie an Liebe ihm mehr darbrachte, entzog sie nicht — o bitterster Schmerz! — es einem andern geliebten Wesen? Wer war ihr Vater? warum wurde ihr ein Geheimniß daraus gemacht?

Ruhte auf ihrem jungen Leben schon ein trüber Flecken, der dem Auge der Welt entzogen werden sollte? Konnte Uebelwollen oder bittere Kränkung künftig für sie aufgespart worden sein? Ein unnennbares Weh zuckte durch Harriet's Brust; ihr Gram war um so tiefer, als von keiner Seite her ein Anhalt sich bot, der ihr ein tröstend Licht in diesem Dunkel zu geben vermochte.

„Nein, nein, nichts soll mich von Dir scheiden, ich will Dich lieben, wie Du mich geliebt!" rief Harriet mit strömenden Thränen, als sie wieder einmal der Mutter liebliches Antlitz in quälendem Sinnen betrachtet hatte. —

Und noch Eines lastete schwer auf des Mädchens reinem Gemüth: ein Geheimniß würde und müßte es nun geben zwischen ihr und dem Manne, zu welchem sie seit ihrer frühesten Kindheit wie zu einem geliebten Bruder, wie zu dem allertreuesten Freunde aufgeblickt. Wohin auch ihre Gedanken

wanderten: mit jedem Zurückschauen auf das Zauberland der Tropen, das ihre Heimat einst gewesen, mit jeder Erinnerung an frohe Kinderspiele, mit jeder hoch aufwallenden Begeisterung für große, edle Thaten war Robert Foundling unlösbar verknüpft. —

Drittes Kapitel.

Als Harriet zwei Jahre zählte, hatten englische Kreuzer ein chinesisches Piratenschiff aufgebracht und nach Singapore geführt, auf welchem sich auch ein altes Weib und ein etwa sechsjähriger Knabe befanden. Ueber das Heimatsland und die Herkunft des Kindes, dessen schöne Gesichtsbildung und zarte Hautfarbe sofort darauf hinwiesen, daß es der kaukasischen Rasse angehöre, war trotz angestellter Nachforschungen nichts zu erfahren gewesen. Das alte einfältige Weib, welches sich seiner auf dem Schiffe angenommen, sagte aus, daß vor einigen Jahren, bei einem furchtbaren Sturm in dem großen kalten Meer — womit wahrscheinlich der atlantische Ozean gemeint war — ein Boot in die Nähe des Piratenschiffes gekommen sei, auf dem sich mehrere Weiber und Kinder befunden hätten. Von den Chinesen seien Versuche gemacht worden, die dem Untergang Geweihten — wohl die ausgesetzten Passagiere eines gestrandeten Schiffes — zu retten. Ein schönes

junges Weib habe mit flehenden Geberden ihren Knaben dargereicht, aber kaum sei das Kind glücklich erfaßt worden, als eine Sturzwelle das leichte Fahrzeug überschlagen und die Unglücklichen für immer begraben habe.

Die Alte, welcher die Bereitung der Speisen auf dem Piratenschiffe obgelegen, hatte Zuneigung für das verlassene Kind gefaßt und es gehütet, soweit dieß die Verhältnisse und ihre Einsicht nur gestattet. Nach fernerer Angabe der Alten war der Knabe, als er gerettet wurde, mit einem Röckchen von gewürfeltem Wollenzeug bekleidet gewesen und hatte an jedem Handgelenk eine Schnur Perlen getragen, welche ein Schloß zusammenhielt. Die Perlen waren von der Alten — als eine Schmucksache — sorgsam aufbewahrt und in ein viereckiges Stück Wollenstoff, das letzte Ueberbleibsel des Kinderröckchens, gewickelt worden. Die wenige Leibwäsche des Knaben schien keiner Beachtung werth gehalten zu sein und war nichts mehr davon vorhanden.

Die kleinen Schlösser an den Perlenschnüren erwiesen sich als echtes Gold, auch befanden sich auf der Innenseite derselben verschiedenartige Striche, welche vermuthen ließen, daß hier ein Name oder eine Jahreszahl einst gravirt gewesen sei. Langer Gebrauch — durch Vererbung auf Kinder und

Enkel — denn die Form der Schlösser war eine völlig veraltete, hatte von der früheren Inschrift nur unentzifferbare Fragmente zurückgelassen.

Der Knabe selbst vermochte weder jetzt noch später — so sehr er auch sein Gedächtniß marterte — etwas Anderes anzugeben, als daß er auf einem Schiffe gelebt und man ihn „Bob"*) gerufen habe. Und dieß ist auch ganz natürlich. Jeder von uns, der zurückblickt in das sonnige Land seiner frühesten Tage, wird bald vor einem dichten Nebelschleier stehen, der jedes weitere Vordringen unmöglich macht. Was dahinter liegt, ist grau und starr, wir haben keine Erinnerung an diese Zeit unseres Lebens. Denn unser Geist — in damaliger Unreife — vermochte weder Vorstellungen in sich aufzunehmen, noch sie der treuen Obhut des Gedächtnisses anzuvertrauen. So erblickte auch Robert als Endpunkt aller seiner Forschungen nur ein holdes Frauenantlitz, das sich über ihn gebeugt hatte, und das weite, von sturmgepeitschten Wogen überdeckte Meer.

Der schöne hülflose Knabe gewann in Singapore schnell Freunde und Beschützer. Mr. Aird, ein Amerikaner und Kassirer in dem großen Handelsgeschäft „James Oliver Fenton", hatte vor

*) „Bob" ist die Abkürzung von Robert in der englischen Sprache.

Jahresfrist seinen einzigen Sohn verloren und beschloß, da seine Gattin ihm zustimmte, das Kind bei sich aufzunehmen. Man gab ihm, der ein Findling war, auch diesen Namen und nannte ihn Robert Foundling. Der Geist des Knaben hatte lange geruht, und sich darin nur die Bilder der ihn umgebenden prächtigen Szenerieen und die Gestalten der Piraten eingeprägt. Mit staunenswerther Schnelle eignete sich Robert jetzt die Kenntnisse an, welche eine vorgeschrittene Kultur ihm bot. Bald war er allen Kindern seines Alters voran und strebte immer mehr und immer Schwierigeres in das Bereich seines Wissens zu ziehen. Dabei zeigte er sich gefällig, liebenswürdig, offenen Sinnes und voll dankbarer Anhänglichkeit an seine Wohlthäter. Herrn Fenton's Haus lag der Wohnung von Robert's Pflegeeltern gegenüber und oft wurde der anstellige Knabe mit geschäftlichen oder häuslichen Botschaften betraut, die ihn der kleinen Harriet näher brachten. Für diese ward er bald der liebste Spielgefährte. Er fuhr die Kleine in einem Wägelchen von Korbgeflecht, er baute für sie zierliche Häuser aus den hübschen Muscheln und farbigen Steinen, die der Seestrand ihm lieferte, und entwickelte mit der Zeit ein Talent, das für Kinder den allergrößten Reiz besitzt: Robert verstand es, die schönsten, spannendsten Geschichten zu er-

zählen. Und nicht nur die wenigen, welche er den Jugendschriften entnommen, die man ihm zur Lektüre gab, nein, seine rege Phantasie erfand wunderbare Begebenheiten, in welchen kühne Seefahrer, Krieger, Weltentdecker eine große Rolle spielten. Der Held dieser glänzenden Expeditionen, kecken Abenteuer und verwegenen Fahrten war natürlich kein Anderer — wenn Robert dieß auch nicht gestand — als er selbst. Zum Schluß belohnten die theuern Eltern, deren Aufenthalt er endlich erspäht, den glücklich Wiedergewonnenen mit allen Schätzen ihrer Liebe, mit hohem Rang und Ehren.

Und Niemand verstand besser zuzuhören als Harriet. Aus ihren sinnigen Augen, aus den sanft gerötheten Wangen, dem schnell gehenden Athem las man den Antheil, welchen sie an jedem Wort des Sprechenden nahm. Für sie waren dieß keine Phantasiegebilde und sie lebte, zagte, litt und freute sich mit den Gestalten, welche Robert vor ihre Seele zauberte. Wie hätte er dieß reizende Kind nicht liebgewinnen sollen, dessen Herzenseigenschaften sich mit jedem Tage schleierloser enthüllten?

In seinem fünfzehnten Jahre trat Robert als Lehrling in das Geschäft von Herrn Fenton ein und erfüllte sorgsam und mit nie wankender Pflichttreue alle ihm aufgetragenen Arbeiten, obwohl der gewöhnliche kaufmännische Betrieb ihm keinerlei

Interesse einflößte. Nur den höheren geistigen Theil, die ideale Seite des Handels: die Vermittlung des Weltverkehrs, faßte er voll Theilnahme in's Auge. Robert bemühte sich mit Eifer die Produkte aller Länder und die Erzeugnisse des Kunstfleißes der Nationen kennen zu lernen; er verglich ihren Werth in der Heimat mit dem auf den Märkten fremder Welttheile. Allen Bewohnern der Erde zu geben, was sie zur Nothdurft und Annehmlichkeit des Lebens brauchten, es ihnen in dem besten Zustande und zu dem niedrigsten Preise zu verschaffen, das schien ihm das würdige, das einzig zu erstrebende Ziel eines großen Kaufherrn zu sein. Daß einem solchen für seine Arbeit, für das Aufwenden geistiger Kraft und Energie, ein Lohn werden müsse, dünkte ihn nur billig, aber eben so angemessen erachtete er es, den gewonnenen Reichthum in der edelsten Art zu verwenden. Voll Freude durfte Robert in seinem Prinzipal das Vorbild eines einflußreichen, mit Glücksgütern gesegneten Kaufherrn verehren, der von den Schätzen, die ihm zuflossen, seinen Mitarbeitern, ja allen seinen Untergebenen einen gerecht abgemessenen Theil zukommen ließ. Nur Eines fand der Jüngling an dem ausgezeichneten Manne zu tadeln: seine Schweigsamkeit, sein Zurückhalten jeder frohen Kundgebung, jedes Zeichens eigener Befriedigung bei dem alles Erwarten

übertreffenden Gelingen der von ihm geleiteten großartigen Unternehmungen.

Fenton erfreute sich wiederum an dem frischen Geiste Robert's, der ihm — wenn er dieß auch niemals aussprach — als das Ideal eines Jünglings erschien: voll Kraft, ohne Trotz, heiter, ohne Uebermuth, sanft, ohne Weichlichkeit, offen und zutraulich, ohne die Grenzen edler Form zu verletzen. Er beschloß für ihn zu sorgen, ihm den Weg für ein glückliches Leben zu bahnen, nicht etwa in der Art, daß er Robert — wie es ihm so leicht gewesen — ein großes Kapital in die Hand gäbe, sondern daß er ihm Gelegenheit böte, durch eigene Kraft aufwärts zu klimmen. Der Jüngling sollte nach beendeter Lehrzeit Singapore verlassen und in eine Filiale seines Geschäftes, die sich in New-York befand, eintreten. Nach wiederum drei Jahren tüchtigen Lernens gedachte er den dann mündigen jungen Mann an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen.

Herr Fenton beabsichtigte — fast um dieselbe Zeit, in welcher Robert sich nach Nordamerika einschiffen würde — ebenfalls Indien zu verlassen und nach England zurückzukehren. Er hatte das Ziel seines Strebens erreicht und wollte Harriet die höheren Bildungsmittel, die geistigen Genüsse des Mutterlandes zu Theil werden lassen. Mit großer

Umsicht und Vorsorge waren in den letzten Jahren seines Aufenthalts in Singapore alle Unternehmungen von ihm so eingerichtet worden, daß sein Fortgehen und die dadurch bedingte Entziehung großer Kapitalien keinerlei Verlegenheiten herbeiführen und sein Geschäft, wenn auch in verringertem Umfange, von bewährten Mitarbeitern in Ehren fortgesetzt werden könne. —

Schnell rauschten die Jahre dahin und Robert traf die nöthigen Anstalten zur Abreise nach New-York; er ging mit Freuden nach Amerika, vielleicht — und dieser Gedanke verließ ihn nie — fand er dort eine Spur von seinen Angehörigen. Wie gern wollte er seinem Geburtslande die besten Kräfte weihen, mitarbeiten an dem Wohle seiner Stammesbrüder!

Frau Aird, deren Gatte vor kurzer Zeit gestorben war, hatte für ihren Pflegesohn eine so innige Zuneigung gefaßt, daß sie von einer Trennung nichts hören mochte und ihm nach New-York zu folgen beschloß. Wenige Tage vor Robert's Abreise legte Herr Fenton mehrere wichtige Schriftstücke in dessen Hand. Der vorsorgliche, geschäftskundige Mann hatte gleich bei dem Auffinden des Knaben die Aussagen des alten Weibes, welches sich seiner auf dem Schiffe angenommen, von einem Notar vor Zeugen feststellen lassen. Außerdem

war ein Arzt von ihm beauftragt worden, den Körper des Kindes genau zu untersuchen und kleine Mängel oder etwaige Kennzeichen zu vermerken. Der Befund des Arztes ward ebenfalls in legaler Form beglaubigt. Da ein mehrmaliger Aufruf — an die Angehörigen des Knaben gerichtet — den Herr Fenton durch amerikanische Zeitungen ergehen ließ, keinen Erfolg hatte, so nahm Fenton sorglich darauf Bedacht, daß in Robert weder jetzt noch später phantastische Erwartungen erregt oder genährt würden, und daß seine Pflegeeltern ihn zu praktischer, tüchtiger Arbeit erzögen. Dennoch hielt er es für eine heilige Pflicht, dem Alleinstehenden das Wiederauffinden theurer Verwandten oder die Besitzergreifung werthvollen Eigenthums, so weit als angänglich, zu ermöglichen, und übergab Robert zu diesem Zweck die erwähnten Dokumente in beinahe feierlicher Art.

In der Abschiedsstunde trat die Zuneigung Fenton's für den Jüngling noch deutlicher hervor. Mit warmen, eindringlichen Worten, die Robert um so tiefer bewegten, als sie bei der gewöhnlichen Zurückhaltung seines Prinzipals ihm ganz unerwartet kamen, ermahnte dieser ihn, stets ehrenhaft weiter fortzuschreiten. „‚Ein guter Name leuchtet selbst im Dunkeln', und ‚Fleiß ist die Mutter des Gelingens', sind zwei Sinn=

sprüche, welche Du niemals aus dem Gedächtniß verlieren darfst. Die Namen vieler trefflichen Menschen sind mit Erinnerungen an das Leben und Treiben ihrer Väter und Großväter verknüpft, und wir Alle bilden ja nur Glieder einer Kette, auf deren Anfänge man voll Interesse eine Zeitlang zurückschauen mag. Dir, Robert, ist eine schöne Aufgabe zugefallen: Du kannst den Namen Foundling für viele Generationen leuchten lassen als Vorbild für Bürgertugenden und Bürgerruhm. Laß Deinen Sinn stets hoch gehen, aber dieß Hohe sei das Rechte, das Sittliche, das, was vor Gott und Menschen wohlgefällig ist! Mit Menschen jeden Alters und jeden Standes hat das Leben mich in Berührung gebracht und deren Fehler und Leidenschaften mir entschleiert. Der Mann jedoch, welcher sittlich am tiefsten stand, den ich als einen ehrlosen Wortbrüchigen verachten mußte, er war der Geburt nach einer der Ersten unseres Landes. Und nun Gott befohlen! Auf James Fenton kannst Du bauen; er wird Dir Nichts versagen, so lange Du seines Wohlwollens und seiner Theilnahme würdig erscheinst."

Viertes Kapitel.

Mit mächtigem Schlage wirbelten am nächsten Morgen die Räder des Dampfers „Medora“ schaumspritzende Wogen zu beiden Seiten des Schiffes auf und bezeichneten seine Bahn in der azurblauen, in ruhiger Schönheit erglänzenden Wasserfläche. Zierliche Delphine — die Schwäne des Meeres — sonnten sich in der klaren Flut und umkreisten spielend das majestätisch dahineilende Schiff.

Frau Aird und die andern Passagiere der ersten Klasse hatten sich auf die kleinen Sessel unter dem Sonnenzelt niedergelassen, nur Robert stand sinnend neben dem rastlos sich bewegenden Steuer und blickte in die goldgesäumten Wolken, hinter welchen der Strand von Singapore ihm verschwunden war.

Die letzte Unterredung mit Fenton gab ihm viel zu denken, mehr jedoch beunruhigten und verwirrten, schmerzten und beglückten ihn die Abschiedsworte, welche er mit Harriet dann gewechselt. Er wollte noch einmal sich die ganze Szene zurück-

rufen — welche wie ein holdes Traumbild ihm vorschwebte — und das konnte nur auf dieser Stelle geschehen, wo ein lautes Wort bei Strafe verboten war.

Robert hatte Harriet in der Veranda aufgesucht, welche das Haus mit einem kleinen Vorgarten verband. Die Sonne war im Sinken, in goldiger Glorie strahlten Himmel und Meer und überhauchten mit sanfter Rosenglut Harriet's feines, noch kindliches Gesicht und das weiße Gewand, welches ihre zarte Form umschloß. Das Mädchen las in einem Buche, das sie fortlegte, als Robert näher trat.

„Ich komme Dir Lebewohl zu sagen, liebe Harriet!“

„Doch nicht für lange Zeit; der Vater sagt, daß große Postdampfer zwischen New-York und London gehen und man kürzere Zeit unterwegs ist, als von hier nach Calcutta.“

„Würde es Dir lieb sein, mich wiederzusehen, Harriet?“

„Robert, wie sprichst Du doch! Das wäre ja meine größte Freude!“

„Ich danke Dir für Deine Worte, Harriet! ich fürchtete schon — — der Glanz von London, von allem Neuen, Schönen, das Du sehen wirst —“

„Robert, könnten wir wohl einander vergessen?“

„O Gott, Harriet, Du bist soviel besser als ich, Du sprichst stets aus, was Du denkest — — ich — —“

„Was meinst Du eigentlich, Robert?“

„Ich komme gleich zurück, ich habe etwas vergessen!“

Wie ein Pfeil flog der Jüngling in seine Wohnung, riß den einen der bereits gepackten Koffer auf, nahm ein Etui heraus und war im Augenblick wieder bei Harriet. Das Etui enthielt die beiden Perlenschnüre, welche er als Kind getragen, und er reichte die eine derselben dem Mädchen mit den Worten hin: „Liebe, liebe Harriet, nimm dieß zum Andenken von mir!“

„Robert,“ rief das erstaunte Mädchen, „die Schnur kann ich nicht annehmen, sie ist ja das Kostbarste, was Du besitzest, das Einzige, was von Deinen Eltern Dir geblieben ist!“

„Darum eben sollst Du sie haben, Harriet! wollte Gott, ich hätte Dir mehr zu geben, ich könnte ein Opfer für Dich bringen; Harriet — — ich möchte mein Leben für Dich lassen!“

„Ich verdiene das gar nicht,“ entgegnete Harriet fast zu Thränen gerührt.

Robert aber legte die Schnur in ihre Hand, welche das Mädchen — als ob sie ein unschätzbares Kleinod empfangen — fest zusammenpreßte. Dann

mit den sanften Gazellenaugen dankbar beglückt zu ihm aufsehend, sagte sie: „Guter, lieber Robert, nicht wahr, wir sehen uns bald wieder?“

Ein Gefühl, wie er es nie empfunden, durchschauerte den Jüngling; er schlang seinen Arm um Harriet, preßte die Lippen auf ihre Stirn und rief: „Leb' wohl, Harriet, leb' wohl!“ — —

„So wie sie ist, gibt es Niemand mehr!“ das war das Ergebniß seines Sinnens an jenem Morgen, da Robert Singapore verließ, und diese Ueberzeugung wankte und wich nicht einen Augenblick mehr aus seiner Seele, während beinahe vier Jahren, in welchen er von Harriet getrennt blieb. —

Robert hatte eifrig gelernt und tüchtig gearbeitet in dieser Zeit; mit zweiundzwanzig Jahren war er bereits ein Mann, nach der Reife des Urtheils, und doch ein Jüngling in lebensfrischem, hochflutendem Empfinden. Mit Fenton war er in ununterbrochenem Briefwechsel geblieben; Robert theilte ihm nicht nur Geschäftsangelegenheiten mit, sondern er berichtete — wie er es gegen einen treuen Vater gethan — von seinen Studien, seinen Erlebnissen, seinem häuslichen Verkehr mit der treuen Pflegemutter Aird. Auch über seine Lektüre sprach er und vergaß nicht anzuführen, daß dieses oder jenes Werk wohl auch Harriet's Interesse erregen dürfte. Und er hatte niemals fehlgeschlossen, wie Robert aus

Herrn Fenton's stets ganz ausführlicher Antwort ersah. Daß herzliche Grüße zwischen den Jugendgespielen gewechselt wurden, war selbstverständlich und ganz natürlich.

Niemals berührte Fenton gegen Robert das Sinken seiner Körperkräfte, die eine tückische Krankheit unterwühlte. Nur um die treue Sorge, die edle Hingebung Harriet's zu preisen, erwähnte er eines langwierigen Leidens, das er jedoch nur als ein vorübergehendes schilderte.

Robert sendete zu Herrn Fenton's letztem Geburtstage sein Porträt und empfing als Gegengabe eine schöne Photographie, welche Vater und Tochter in anmuthiger Gruppirung darstellte. Ein lauter Ausruf der Bewunderung entrang sich den Lippen des jungen Mannes: die Jungfrau hatte gehalten, was das Kind zu werden versprach. „Wie sie ist Keine sonst — auch in Grazie und Schönheit!"

Robert wußte lange schon, daß er Harriet unaussprechlich liebe, daß das höchste Glück ihm nur mit ihrer Hand erblühen könne. Wann und ob dieß geschehen würde, wer konnte es ihm sagen? Ein edler, mannhafter Stolz gebot ihm, nicht als der allein Empfangende vor Fenton zu treten; erst mußte er eine Stellung in der Welt errungen, sein Leben schön und harmonisch gestaltet haben, ehe er von seiner Liebe sprach. Und wenn Harriet einen

Andern wählte, bevor er gesprochen? Unglaublich schien es ja, daß ein Mädchen von solchem Liebreiz, von solcher Seelenschöne, und mit Glücksgütern überreich bedacht, ohne hervorragende Bewerber bleiben sollte!

Wunderbar! wie heller Sonnenschein erquickte Robert's Gemüth — wenn düstere Vorstellungen solcher Art über ihn kamen — Harriet's kindlich Wort: „Könnten wir wohl einander vergessen?"

„Go ahead!" (vorwärts) diesen Wahlspruch der Amerikaner, rief er dann stolz und voll Selbstbewußtsein sich zu, und vorwärts ging es auch in jeder geistigen Richtung. —

Fünftes Kapitel.

West hielt sein Wort, das er dem sterbenden Freunde gegeben; er sann und sorgte für Harriet, als ob sie — eine Schwerkranke sei, was bei seiner Pflichttreue gar viel bedeutete. Auch ein minder scharfblickender Mann, als West, würde bald erkannt haben, daß der Kummer, welcher Harriet bedrückte, noch eine andere Quelle haben müsse, als die Trauer um den dahingeschiedenen Vater.

Gott hat weise dafür gesorgt, daß unsere reinsten Schmerzen ihren Balsam in sich tragen, daß die Thränen, welche wir den Theuersten nachweinen, statt unsern Geist zu verdüstern, ihn zu lichten Höhen, zu dem Urquell alles Trostes führen. Kein schöneres Antlitz kann es geben, als das von frommer Trauer verklärte.

Harriet aber hatte sichtlich die milde Ruhe verloren, welche sonst auf ihren Zügen thronte, sie schrak bei scheinbar ganz gleichgültigen Gesprächen zusammen und die Farbe ihrer Wangen wechselte, ohne daß

man einen Grund für ihre Erregung finden konnte.

„Theure Harriet,“ sagte West, wenige Wochen nachdem Fenton zur Ruhe bestattet war, „bei Ihrem jugendlichen Alter können Sie jetzt nicht allein leben; Sie müssen eine ältere Dame zu sich nehmen, die Ihnen hülfreich und schützend zur Seite steht. Haben Ihre verstorbenen Eltern, deren Heimat doch England ist, hier vielleicht Verwandte hinterlassen, welchen eine solche Stellung nicht nur Annehmlichkeiten gewähren, sondern auch wünschenswerthe Vortheile bieten würde?“

„Niemals hat mein Vater zu mir von ihm verwandten Personen gesprochen, und meine Mutter war — die Nichte ihres Gatten,“ entgegnete Harriet, indem Purpurröthe ihre bleichen Wangen überflog.

Daß er hier einen wunden Punkt berührte, und daß ein Mitglied der Familie Fenton durch schlechte Aufführung das Wohlwollen des Nabobs verscherzt haben müßte, davon war West sofort überzeugt. Wie würde auch sonst der Verstorbene Arme und Hülfsbedürftige mit außerordentlicher Großmuth bedacht und seiner Angehörigen sich gar nicht erinnert haben? Dem berühmten Arzte mußte es bei seinem ausgebreiteten Wirkungskreise nicht schwer fallen, eine empfehlenswerthe Persönlichkeit ausfindig zu machen, die neben der liebenswürdigen

Harriet ein angenehmes Daheim fände, und West gedachte sich dieser Aufgabe mit vollem Eifer zu widmen. Doch sollte er seiner Sorge unerwartet schnell enthoben werden. Kaum hatte nämlich Robert den Tod seines väterlichen Freundes erfahren, als ihn ebenfalls das Alleinstehen Harriet's — wenn auch nicht aus Rücksichten der Schicklichkeit — tief ergriff. Sie mußte ein treues Herz neben sich haben, das ihren Kummer durch sanften Zuspruch zu lindern verstände, und wer war dazu geeigneter als die geliebte Pflegemutter Aird, welche Herrn Fenton und Harriet so lange Jahre schon nahe gestanden! Die würdige Frau sprach ihre Bereitwilligkeit aus, zu der Verwaisten sich zu begeben, und wollte nur Harriet's Entscheidung abwarten, um nach England sich einzuschiffen.

Mit welcher Rührung las Harriet den ersten Brief, den sie je von Robert empfangen: kein Wort stand darin, das nicht jeder Fremde hätte lesen, das nicht ein treuer Bruder hätte aussprechen können. Aber gerade diese einfache Ausdrucksweise, diese schlichte Zuverlässigkeit machten den größten Eindruck auf Harriet, und daß Robert es ihr ersparen wollte, in dieser schmerzensvollen Zeit sich an fremde Menschen zu gewöhnen, wie dankte sie es ihm!

West erfuhr zu seiner Freude, welch' glückliches Arrangement stattfinden werde und trat nun

mit einem zweiten Vorschlage hervor: Harriet und Frau Aird sollten die Wintermonate in einem milderen Klima — an den Ufern des Genfersees verleben. Als das junge Mädchen seinen beredten Vorstellungen endlich zustimmte, versprach West sofort ein Logis von sechs Zimmern in einem Privathotel bei Genf — jetzt von einer ihm befreundeten Familie bewohnt — für die Damen belegen zu lassen. —

Der Tag, an welchem Harriet und Frau Aird von London scheiden sollten, nahte schnell und West kam am Vorabende noch auf einige Stunden zu Harriet, um ihr mehrere geschäftliche Mittheilungen zu machen und auch eine Fülle trefflicher Rathschläge in Bezug auf körperliche Pflege zu geben.

Dann ergriff er des Mädchens Hand und sagte: „Meine liebe junge Freundin, ich weiß, wie sehr Ihr Gemüth noch bekümmert ist und sich von Allem abwendet, was Ihnen eine Erheiterung gewähren könnte. Ich erwarte daher nicht, daß Sie Zerstreuungen aufsuchen werden, sondern ich bitte nur: nähren Sie wenigstens Ihren Schmerz nicht, lassen Sie die Zeit und das Leben sanft auf sich einwirken. Unsere Leiden sind uns gegeben, damit wir die Freuden tiefer und reiner zu genießen verstehen, und wir ehren die Todten, indem wir den Lebenden geben, was wir Jenen einst aus der Fülle der Liebe zuwandten. Fassen Sie in diesem Sinne auf, was

meine Pflicht mir gebietet, Ihnen mitzutheilen. Ihr Vater legte in seiner letzten Stunde ein versiegeltes Dokument in meine Hand, das die Aufschrift trägt: ‚Harriet zu übergeben, bevor sie mit einem Manne sich verlobt!‘“

Ein Zittern durchflog den Körper des Mädchens, sie wollte etwas erwiedern, West bat jedoch, ihn aussprechen zu lassen.

„Meine liebe Harriet, ich vermuthe, daß Ihr verewigter Vater Ihnen weise Lehren hat ertheilen, oder Sie vor einer bestimmten Person warnen wollen. Er ist dabei — meiner Meinung nach — nicht ganz korrekt verfahren und kannte das weibliche Herz und dessen Regungen zu wenig! Es scheint mir nöthiger, daß Sie den Inhalt jenes Dokuments erfahren bei dem ersten Aufkeimen einer Neigung und nicht dann, wenn Ihr Herz bereits entschieden hat —“

„Ich werde niemals — —“

„Nur kein Gelübde, das jedenfalls gebrochen werden muß! Sie, theure Harriet, würden sich schwerlich entschließen, mir zu offenbaren, was jungfräuliche Scheu sich kaum selbst gestehen mag. Auch sind wir bald durch Hunderte von Meilen von einander getrennt, und es kann eine Stunde kommen, in der es für Sie von unberechenbarem Werth sein muß, Ihres Vaters Willensäußerung sofort zu

vernehmen. Ich habe das Schriftstück daher in eine kleine Kassette geschlossen und diese Frau Aird mit dem Bedeuten übergeben, daß sie wichtige Familienpapiere enthalte und daß Ihnen — auf Ihr Erfordern — dieselbe auszuhändigen ist. — Hier ist der Schlüssel zu der Kassette, meine junge Freundin; ich weiß, daß keine unedle Neugier Sie veranlassen wird, vor der Zeit zu lesen, was für Sie bestimmt ist."

„Ich nehme den Schlüssel nicht, ich werde ihn niemals brauchen!" rief Harriet in Thränen ausbrechend.

„Als Ihr treuer Freund, als Ihr Vormund fordere ich es von Ihnen; Sie werden doch meine erste Bitte nicht zurückweisen? Gott segne die Stunde, in der Sie von diesem Schlüssel Gebrauch machen wollen!"

West reichte Harriet den kleinen Schlüssel, legte dann — wie segnend — seine Hände auf ihr Haupt und verließ das tief erschütterte Mädchen.

Harriet's Gedanken kehrten zu dem Sterbelager Fenton's zurück; „Dein Vater lebt," waren seine letzten Worte gewesen. Ach, jenes Schriftstück, von welchem West soeben gesprochen, es würde ihr einst — in der bedeutungsvollsten Stunde ihres Lebens — die trüben Räthsel vergangener Tage lösen! —

Sechstes Kapitel.

In dem Gartensaale einer der prachtvollen Villen, welche Genf stundenweit umgeben, saßen heiter plaudernd zwei Herren, welche ab und zu den Gegenstand ihres Gespräches — die Vortheile und Nachtheile des Dilettantismus in der Kunst — fallen ließen, um der Bewunderung für den sonnigen Wintertag oder den köstlichen Blick über den See und die Berge Ausdruck zu geben.

Es waren Professor Helldorf, ein Deutscher, der nach anstrengender Geistesarbeit sich einige Wochen an den Ufern des Leman erholen wollte, und Arnold Lenz, ein Maler aus Zürich, bei welchem ein vornehmer Russe, der drei Jahre hier gelebt, eine Abendlandschaft — den Montblanc im Hintergrunde — bestellt hatte.

„O weh, da kommt bereits Elkan von seinem Ausfluge nach Genf zurück, nun hat unsere gemüthliche Unterhaltung ein Ende!“ rief Lenz, als er wiederum sein Auge über das herrliche Panorama

vor ihm gleiten ließ und dabei die Landstraße im Auge behielt.

Mit kurzen Schritten näherte sich nun eine gar komische Gestalt dem schönen Landhause. Der Herr mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein und war skrupulös nach der neuesten Mode gekleidet. Jedes Stück seines Anzuges, namentlich der überaus feine pariser Filzhut, die zierlichen Lackstiefel, die dunkelgelben Handschuhe verriethen, daß er keine Kosten scheue, um als eleganter Mann auftreten zu können. Doch welch' ein Antlitz blickte unter dem pariser Hute hervor, und welche Glieder verbargen sich in den Meisterwerken des Kleiderkünstlers! Das kleine, spitze, blasse Gesicht, von untadelhafter Perrücke überschattet — mit seinem Hauptthaar hatte Elkan seit vielen Jahren nichts mehr zu schaffen — verunzierte eine lange, stark höckerige Nase, die sich beinahe bis zum Munde niederbog. Wässerige graue Augen mit süßlichem Ausdruck, ein breiter Mund, blutlose Lippen und zart geröthete Ohren vollendeten ein ungemein häßliches Menschenbild. Die spindeldürren Arme und Beine schlotterten in den weiten Hüllen, mit welchen eine tyrannische Mode sie umgab! Daß Hände und Füße bei solcher Magerkeit schmal und verhältnißmäßig klein waren, ist nur natürlich; Elkan sah in ihnen Wunderwerke der Schöpfung und verabsäumte keine

Gelegenheit sie in das günstigste Licht zu setzen. Eine sinnende Stellung — die linke Hand an die Stirn gelegt, den rechten Fuß vorgestreckt — liebte er vorzugsweise anzunehmen und längere Zeit darin zu verharren. Wie er leider Damenhandschuhe tragen müsse, wie die Pflicht der Dankbarkeit ihn zwinge, seine Stiefel aus Paris zu entnehmen weil dort ein Künstler nicht die Mühe gescheut habe, eigens für ihn einen Leisten anfertigen zu lassen, mußte Jeder hören, der länger als eine Stunde mit ihm in Berührung geblieben war.

Was jedoch Herrn Elkan ganz besonders — und ebenfalls nicht zu seinem Vortheil — auszeichnete, war das hartnäckige Bestreben, neue Bekanntschaften zu machen und diese, trotz aller Abwehr der betreffenden Personen, auch zu kultiviren. Helldorf und Lenz, seine Zimmernachbarn in der Villa, hatten den Annäherungen Elkan's eine so eisige Kälte entgegengesetzt, daß sie jeden Andern abgeschreckt haben würde; der selbstgefällige Narr nahm jedoch „das Gebahren" dieser Herren für eine Marotte, über welche ein aufgeklärter Geist hinwegsehen müsse. Mit rücksichtsloser Derbheit vorzugehen, was allein durchgreifende Hülfe geboten hätte, dazu konnten weder der milde Gelehrte noch der leichtlebige junge Maler sich entschließen. Dagegen waren zwei andere Mittel schon wirksam ange-

wendet worden, Herrn Elkan — wenn auch nicht fern zu halten — doch nach kurzer Zeit zu vertreiben. Der ältliche Beau, in hohem Grade für seine Gesundheit besorgt und in der That sehr kurzathmig, konnte starken Tabaksrauch nicht ertragen und ging stets in gemessenem Schritte daher. Sobald Elkan den Herren sich im Zimmer näherte, begannen diese nun wahrhafte Wolken aus ihren Cigarren zu blasen und räucherten dadurch den Aermsten ziemlich schnell aus dem Gemach. Begegnete er ihnen aber im Freien, so fielen sie alsbald in eine Gangart, die es Elkan unmöglich machte, gleichen Schritt mit diesem Dauerlauf zu halten, und waren dann seinem Gesichtskreise in Kurzem entrückt.

„Meine Herren," wandte Elkan im Eintreten sich zu den eifrig Rauchenden, „ich bringe heute soviel Neues, daß ich gar nicht weiß, womit ich anzufangen habe. Sie werden fragen: welche Quelle? Antwort: Dr. Bender, Assistenzarzt von Geheimrath Grahl, also untrüglich. Wissen Sie, meine Herren, wer die erste Etage in unserem Hause, welche innerhalb acht Tagen frei sein wird, beziehen will? und an wen die zweite vermiethet ist? Herr Professor, Sie rathen es gar nicht, Herr Lenz, Sie wohl ebenfalls kaum. Ich sage Ihnen, es ist jammerschade, daß Sie nicht Historien-

oder Porträtmalerei zu Ihrem Beruf gewählt, Sie werden eine Augenweide haben!"

„Die thäte mir allerdings noth; ich bekomme leider so viel Häßliches zu sehen!" entgegnete Lenz ironisch.

Elkan war zu sehr von seinen wichtigen Neuigkeiten erfüllt, um weiter auf des Malers Worte zu achten und fuhr unbeirrt in seiner Erzählung fort:

„Denken Sie, meine Herren, zwei der Damen — denn Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes spreche — sind meine intimen Bekannten! Die eine: sanfte, ätherische Schönheit, hohe, beinahe höchste Geburt — die andere: hochbegabt, Gipfel der Kunst, schalkhaft, bezaubernd — die dritte: krösusartig reich, halb Engländerin, halb Kind der Tropen, dabei bildschön, Huri, Peri — —"

„Mit der Bezeichnung ‚Peri' gehen Sie gefälligst vorsichtig um, denn die Peris sind aus dem Paradiese — der orientalischen Sage nach — eines Fehltritts halber verwiesen," sagte ärgerlich der Professor.

„Ich verstehe, Herr Professor, dankbar, sehr dankbar für die ausgezeichnete Belehrung, also demi-monde des Paradieses! Die Huri — —"

„So nennen Sie doch die Namen der Schön-

heiten, Herr Elkan, wir sind natürlich auf's Höchste gespannt," rief lachend der Maler.

So gut war es Elkan lange nicht geworden. Das Gefühl seiner Wichtigkeit raubte ihm fast die Sprache; sicherlich wurde ihm jetzt die heiß ersehnte Gelegenheit, diesen Herren zwei interessante Geschichten vortragen zu dürfen, was bisher trotz aller gemachten Versuche nicht gelungen war.

„Ich muß mich setzen; die Aufregung, der weite Gang!"

Elkan zog die gelben Handschuhe ab und nahm auf einem Sessel, den beiden Herren gegenüber, Platz.

„Die erste, sanfte Schönheit, distinguirt und vornehm — ich sah sie das letzte Mal — lassen Sie mich einen Augenblick nachrechnen!"

Einen geeigneteren Moment, die sinnende Stellung einzunehmen, konnte es nicht geben und Elkan nützte ihn aus.

„Ja, vor zehn Jahren war ich in Nizza, vor zwanzig also in Madeira — hier erblickte ich —"

„Um Himmelswillen, Herr Elkan, eine Schönheit von jenen zwanzig Jahren ist heute eine Ruine; nein, nein, wenn Ihre Huri nicht einer andern Altersklasse angehört, so will ich nichts weiter hören," unterbrach ihn der Maler.

„Aber, Herr Lenz, Lady Ashbury, aus dem

alten Geschlecht der Vernon, war in der That eine Schönheit, zart, wie aus Luft gewebt und damals zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahre alt. Ebenso schön war ihr Knabe, ein kleiner blonder Liebesgott! Sie nannte mich zuletzt stets — wir lebten vier Wochen in Madeira zusammen — ‚good Mr. Elken'! Sie wissen natürlich, Herr Professor, daß die Engländer unser A bisweilen wie E aussprechen?"

Helldorf nickte mit dem Kopfe und blies eine noch stärkere Rauchwolke als gewöhnlich vor sich hin. „Mit Lady Ashbury aus dem alten Geschlecht der Vernon ist es nichts; kommen wir zur Huri, Herr Elkan," mahnte Lenz.

„Die Huri — nicht wahr, Herr Professor, dieß ist ein schönes, bezeichnendes Bild für tadellose Schönheit — heißt Miß Fenton. Ihr Vater, ein Nabob, der über Millionen verfügte, ist vor wenigen Monaten in London gestorben. Die Dame wird mit Dienerschaft und Gefolge sehr bald hier eintreffen."

„Fenton!" wiederholte der Professor. „Jetzt entsinne ich mich, die Nachricht lief ja durch alle Blätter, daß ein Krösus dieses Namens eine Million zu wohlthätigen Zwecken hinterlassen habe. Nun, der jungen Dame wird es, selbst wenn sie nicht die blendende Schönheit einer Huri besitzt,

an Bewunderern und Freiern kaum fehlen. Ich fürchte, wir werden es hier allzu lebhaft haben! Da ich keinerlei Ansprüche auf die Dame mit den Millionen mache, so hätte sie auch fortbleiben können."

„Herr Elkan denkt anders, davon bin ich überzeugt," lächelte der Maler.

„Schäker!" drohte der beglückte alte Stutzer, indem er den Zeigefinger der linken Hand erhob.

„Zwei Damen wären abgethan, Herr Elkan, nun lassen Sie uns von der Künstlerin hören. Aber schnell, ohne Umschweife, der Herr Professor und ich wollen noch einen Spaziergang machen."

„Die Künstlerin ist — Laura Werthmann!"

„Wie, die berühmte erste Liebhaberin des Hoftheaters zu D.?"

„Dieselbe! Vergangenen Sommer hatte ich das Glück, mit der Reizenden in Baden-Baden zusammenzutreffen: mehrere Kunstfreunde, darunter Bankier Helfrich, mein spezieller Freund, arrangirten einen Ausflug in die herrliche Umgebung dieses Badeortes. Die Plätze wurden verloost, was nur billig war, denn Jeder wollte in der Nähe der Holden sein, und ich ward so begünstigt vom Schicksal, der bezaubernden „Grille Mirandolina" gegenüber zu sitzen. Einer der Herren überreichte ihr beim Einsteigen ein Bouquet, darin

eine Moosrose, so schön wie ich noch nie eine gesehen; Laura beugte sich nieder, um den Duft einzusaugen — Rose an Rose — als plötzlich ein schriller Schrei ihrem Munde entfuhr. Ein Dorn hatte sie verletzt und in das zarte Gesicht einen argen Riß gebracht, aus dem nun helle Blutstropfen hervorperlten. ‚Welcher Unfall!‘ rief der Geber, ‚ich würde mein Blut für Sie lassen, Schönste der Schönen, und Sie opfern das Ihrige um meinetwillen!‘

„‚Befehlen Sie Heftpflaster, Fräulein?‘ fragte ich schnell, ‚ich führe stets rosa und schwarzes Heftpflaster bei mir. (Beiläufig bemerkt, meine Herren, ein vorzügliches Mittel, interessante Bekanntschaften zu machen, wie ich später noch bei Lady Ashburn darthun will.) Die holde Laura lächelte wieder.

„‚Geben Sie mir beide Sorten, Herr Elkan, ich will versuchen, welche mir am besten steht!‘

„Beglückt reichte ich meinen ganzen Vorrath hin.

„‚Haben die Herren vielleicht einen Spiegel, etwas Wein oder Spiritus zum Anfeuchten des Pflasters und ein Schälchen, um die Flüssigkeit hineinzugießen?‘ fragte die Bezaubernde.

„Mein Freund Helfrich war so glücklich, einen Spiegel darreichen zu können, einer der Herren präsentirte Wein, der andere einen silbernen Trinkbecher. Mit unendlicher Grazie wurde jeder Gegenstand acceptirt.

„‚Herr Elkan, bitte, halten Sie den Spiegel!‘ rief die Entzückende. Ich sah nun — förmlich berauscht von ihrer Liebenswürdigkeit — wie Laura bald ein rothes, bald ein schwarzes Pflästerchen versuchsweise an ihre Wangen brachte, dann sagte sie: ‚Ich glaube, schwarze Schönheitspflästerchen, wie man sie zur Rococozeit trug, würden am passendsten sein, doch dazu bedarf ich viel Pflaster. Kann ich alles nehmen, Herr Elkan?‘ wendete Laura sich zu mir mit einem Blick, einem Blick, meine Herren, wie er sonst nur an Tausende von Zuschauern verschwendet wird. Was ich antwortete, ist mir nicht mehr im Gedächtniß, allein es muß Eindruck auf die Schöne gemacht haben, denn sie lächelte wiederum mit unwiderstehlicher Freundlichkeit. Es war mir vergönnt, den Spiegel auch ferner halten zu dürfen. Oftmals berief Laura mich: ‚Herr Elkan, ich bitte den Spiegel etwas mehr zu heben, sonst kann ich nicht Toilette machen; so, so ist es gut! Merken Sie sich, Ihr Gesicht darf durchaus nicht zu sehen sein, wenn mein Werk gelingen soll!‘ Natürlich gehorchte ich nur für kurze Zeit und blickte wiederum über den Spiegel auf die Reizende hin, welche mich dann gleich verwarnte und behauptete, sie vermöge den Glanz so feurig auf sie gerichteter Augen nur von der Bühne herab zu ertragen. Genug,

meine Herren, die ganze Fahrt bot eine der herrlichsten Vorstellungen von Seiten der Künstlerin und sie fand in uns ein begeistertes Publikum. Niemals habe ich herzlicher lachen hören, als an jenem Tage. Mein Freund Helfrich war so benommen, daß er am nächsten Tage der Holden ein Armband — hundert Thaler an Werth — überreichte, und ich — einen Strauß von dunkelrothen Kamellien, eine Blume, welche sie vorzugsweise liebt. Wenn sie herkommt, soll sie wieder Kamellien haben, und müßte ich die Blumen mit Gold aufwägen; ist Laura doch" — erregt suchte der Aermste nach einem passenden, seine Gefühle vollständig kennzeichnenden Beiwort — „meine Kamelliendame!"

Lenz brach in lautes Lachen aus und selbst der Professor vermochte kaum ernst zu bleiben.

„Kommen Sie, Lenz, es ist hohe Zeit, daß wir unsere Promenade beginnen und Herrn Elkan nicht weiter in seinen beglückenden Erinnerungen stören," sagte Helldorf und die beiden Herren verließen das Zimmer.

Elkan war nicht ganz befriedigt: die eine der Geschichten hatte er zwar glücklich vom Stapel gelassen, allein die wichtigere: seine intimen Beziehungen zu Lady Ashbury, mußte leider für einen späteren Zeitraum aufgespart werden. Er zog sich

in sein Zimmer zurück und nahm aus seiner Rocktasche ein eben gekauftes Büchelchen hervor: „Die Kunst, in zehn Lektionen die englische Sprache korrekt schreiben und sprechen zu lernen.“

Elkan begann sofort die erste Lektion durchzunehmen, um auf's Gründlichste seine Kenntnisse in der englischen Sprache — für das bevorstehende Eintreffen der Damen Fenton und Ashbury — aufzufrischen. —

Siebentes Kapitel.

„Wechselnde Sprache redet die Natur
Mit Dem, dem ihre sichtbare Erscheinung
Lieb und vertraut. Für seine heitern Stunden
Hat sie der Freude Stimmen und ein Lächeln
Und eine Schönheit voll Beredsamkeit!
In seine dunkeln Träume geht sie ein
Mit holder Sympathie, die unbemerkt
Den Stachel ihnen raubt!"

Ja, der Dichter ist ein Seher! Wenige Tage erst hatte Harriet in der Villa verweilt und mit dankerfülltem Herzen auf die Wunder der Gottes-welt um sich her geschaut, als sie auch ihr Herz erleichtert fühlte. Wenn der Morgen so glorreich hinter jenen blauen, duftumhüllten Eisbergen her-vortrat, wenn des Lemans krystallheller Spiegel gleich einem goldschimmernden Topas erglänzte und eine weiche milde Luft sich um ihre Wangen legte, dann zog es wie Frühlingsathem durch ihre Brust. Ein neues Leben begann sich emporzuarbeiten und junge Triebe regten — geheimnißvoll und süß —

sich in mächtiger Werdelust. Harriet wollte einsargen alle die bittern, schmerzhaften Empfindungen, die ihr junges Gemüth mit so schneidendem Weh erfüllt.

Die treue Aird neben sich zu haben, war für das Mädchen ein unschätzbarer Gewinn. Diese treffliche, von früher Jugend auf die eigene Kraft gewiesene Frau, hielt an dem Grundsatze fest, daß Trostsprüche nur für schwächliche Naturen taugen, und daß man bei edeln Menschen annehmen müsse, sie wollen über den Schmerz durch sich selbst Herr werden, auf daß er nicht ausarte in ein müßiges, egoistisches Sichgehenlassen. Ganz im Gegensatz zu den gewöhnlichen Trostspendern, welche es vermeiden, den Gegenstand des Kummers zu berühren, sprach Frau Aird häufig von Herrn Fenton und rühmte seine Thätigkeit, seine Energie, seine warme Menschenliebe. Sie legte es Harriet dringend an's Herz, sich trotz ihrer Vormünder über die Verwaltung ihres Vermögens genau zu informiren, zu geben und zu helfen in reichem Maße, aber nach gewissenhafter, sorgsamer Prüfung. „Zwecklos gereichte Gabe schädigt den Empfänger wie den Geber," ist ein zutreffendes Wort. —

Die beiden Damen hatten sich gerade in ihrem schönen Logis auf das Behaglichste eingerichtet,

als die andere Hälfte der ersten Etage für die bevorstehende Ankunft der Gräfin von Ashbury in Stand gesetzt wurde. Von Madame Leverrier, der Besitzerin dieses Landhauses, erfuhr Frau Aird, daß die Lady um ihres einzigen Sohnes halber einen Winteraufenthalt hier nehmen wolle. Zwei Söhne wären vor einigen Jahren den Eltern an einem Lungenübel entrissen worden, und diese suchten nun das letzte ihnen gebliebene zarte Kind — durch das zeitige Aufsuchen eines milderen Klimas — vor einem gleichen Geschicke zu bewahren. Lady Ashbury habe schon einmal in diesem Landhause gewohnt, und damals rechtzeitig die größere, jetzt von Miß Fenton benutzte Zimmerreihe bestellt gehabt. Vor wenigen Monaten sei jedoch Lord Ashbury auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt und so schwer verletzt worden, daß die Reisepläne hätten auf unbestimmte Zeit vertagt werden müssen. So sei es gekommen, daß für die Lady nur die weniger geräumige Hälfte der ersten Etage übrig geblieben wäre. Die redselige Dame bekundete weiter, daß die Gräfin eine Frau von außerordentlicher Schönheit, aber ebenso großem Hochmuth sei, und daß Mylord — ein ebenfalls sehr schöner Mann — oft in hohem Grade reizbar, und dann wieder apathisch oder düster gestimmt erscheine.

Frau Aird berichtete das Vernommene an Harriet und fügte hinzu: „Es ist mir lieb, daß die Lage unserer Zimmer jede Berührung mit der stolzen Dame ausschließt, wie es mir denn überhaupt an Sympathie für die Großen und Vornehmen fehlt.“

Harriet schwieg bescheiden, obwohl sie anderer Meinung war; schwerlich hätte auch die Amerikanerin ihre Vorliebe für die Aristokratie Englands richtig zu beurtheilen vermocht. Das Mädchen kannte die Geschichte ihres Vaterlandes genau und wußte, wie oft der englische Adel die Rechte und Freiheiten des Volkes vertheidigt hatte. Und die Namen der Grafen von Ashbury waren mit den ruhmvollsten Errungenschaften Englands in hervorragender Weise verknüpft!

Für Harriet's hochherziges Empfinden schien es nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn man die Verdienste bedeutender Männer in ihren Nachkommen ehrt und diesen eine günstige Meinung entgegenträgt.

Herr Fenton hatte oft mit Bitterkeit von den Vornehmen gesprochen, aber es stets versäumt, Gründe für diese Abneigung vorzubringen; Harriet war im Stillen gegen ihn gewesen, wie es jetzt gegen Frau Aird geschah. Die redselige Madame Leverrier, welcher Harriet stets auszuweichen strebte,

nannte die Gräfin hochmüthig; aller Wahrscheinlichkeit nach mochte die Dame sich nicht in Unterhaltungen einlassen, die nur über Persönlichkeiten sich erstrecken konnten. Vor Harriet's Seele stand ein schönes sittliches Bild der Vornehmheit, und sie hätte gar zu gern sich davon überzeugt, ob die Lady ihr Ideal verwirkliche. Sie beschloß — wie dieß ihrer echt weiblichen Zurückhaltung nur gemäß war — in keiner Weise sich vorzudrängen, jedoch sich durchaus nicht, gleich Frau Aird, systematisch gegen die Dame abzuschließen. Das Mädchen sah dem Eintreffen der Gräfin mit einer Spannung entgegen, welche sie kaum sich zu enträthseln vermochte, und die wunderbarer Weise von mehreren Bewohnern der Villa getheilt wurde. —

Professor Helldorf und Lenz waren durch die Erscheinung Harriet's in hohem Grade überrascht worden; der Maler mußte gestehen, ein Mädchen von so anziehender, idealer Schönheit noch nie erblickt zu haben, und Helldorf fand die von dem närrischen Elkan antizipirte Bezeichung „Huri", das heißt blendend Weiße, Reine, durchaus zutreffend. Vielleicht war die Gräfin Ashbury — wenn auch die Jugendblüte längst entschwunden — ebenfalls eine Dame von großen körperlichen Reizen.

Elkan hatte geradezu eine Siegermiene angenommen, seitdem die Tochter des Nabob mit ihm unter

demselben Dache weilte. Fast schien es, als ob er einen Theil des Erfolges, den die reizende Engländerin hier errungen, seiner „Reklame“ für sie zuschrieb. Leider war die junge Dame unnahbar. Zwar machte sie täglich kleine Ausflüge zu Fuß oder zu Wagen mit Frau Aird, allein stets war der alte Diener neben ihnen und half entweder den Damen beim Einsteigen in den Wagen, oder folgte ihnen auf der Promenade in gemessener Entfernung. Die Beziehungen des ältlichen Beau zu der Erbin von Millionen beschränkten sich daher auf einen überaus devoten Gruß Elkan's, bei dem er Front machte, und eine ruhige, graziöse Verneigung der schönen Harriet.

Doch nun würde ja bald Lady Ashbury eintreffen und damit mußte sich Elkan's Stellung in diesem Hause auf eine ungeahnte Weise heben. Täglich beschaute er die sorgsam in rosa Seidenpapier gehüllte Visitenkarte, welche die Dame ihm bei ihrer Abreise von Madeira zugesandt. Mit diesem Freibrief wollte er sich den Eingang zu ihr bahnen, falls die Gräfin nicht sogleich ihn erkennen und an die ihrem Knaben — jetzt wohl einem blühenden jungen Manne — geleistete Hülfe sich erinnern würde.

Endlich kam der ersehnte Vormittag, an welchem die mit so verschiedenen Empfindungen

erwartete Dame ihren Einzug in die Villa hielt. Zuerst erschien ein Miethswagen mit den sehr umfangreichen Päckereien der Gräfin, und als diese eben abgeladen waren — wobei zwei mitgekommene Dienerinnen und ein Lakai hülfreiche Hand leisteten — fuhr ein mit jedem Comfort ausgestatteter Reisewagen bei dem Landhause vor.

Ein Diener sprang schnell von dem Sitz hinter dem Wagen und half einer Dame beim Aussteigen, deren reiche Toilette großen Geschmack verrieth. Lady Ashbury, denn sie war es, trug ein Kleid von schwarzem Seidenstoff, einen schwarzen Sammtpaletot reich mit Zobel besetzt und eine Reisekapotte von kornblauem Velours. Der hohe Wuchs der Reisenden, ihre vornehme Haltung und der aristokratische Schnitt des schönen Gesichtes entlockten den im Gartensaale weilenden Herren einen lauten Ausruf der Bewunderung. Ihr folgte ein junger Mann, bescheiden, doch würdig gekleidet, der einen etwa neunjährigen Knaben aus dem Wagen hob. Es war ein wunderschönes Kind, dessen schwarze, von langen Wimpern beschattete Augen sanft und träumerisch aus dem blassen Gesicht hervorstrahlten. Die blühende Mutter beugte sich zu dem Knaben nieder, küßte ihn und fragte in einem so besorgten, zärtlichen Ton, wie er gewiß selten von diesen stolzen Lippen floß: „Nicht wahr,

Willy, die Reise hat Dich nicht angegriffen? Wir rasten hier für lange Zeit und werden täglich in unserem Wagen ausfahren."

Das Kind antwortete mit matter Stimme und einem unaussprechlich rührenden, freundlichen Ausdruck: „Mir ist ganz wohl, Mama, beunruhige Dich nicht."

Dabei lehnte es jedoch den Kopf — wie eine welke Blume, die eine Stütze sucht — an den jungen Mann, der neben ihm stehen geblieben war. Dieser, Herr Bennett, sein Hauslehrer, nahm liebevoll den Knaben in seinen Arm und sagte in frischem, ermuthigendem Ton: „Du hast Dich sehr brav gehalten, Willy, und ich bin erfreut darüber, daß Deine Kräfte sichtlich zunehmen." Und als ob er einen Säugling erfaßte, hob Bennett den Knaben empor und folgte der voranschreitenden Gräfin in das Haus. —

Als Lady Ashbury den Blicken der Herren entschwunden war, sagte Lenz zum Professor: „Wahrhaftig, Juno Ludovisi, als ob sie leibhaftig vor uns stünde!"

„Eine so majestätische Erscheinung habe ich niemals im Leben gesehen; nur Wilhelmine Schröder-Devrient in der Rolle der Lukrezia Borgia, wenn sie im zweiten Akt als beleidigte Fürstin in das Zimmer des Gemahls tritt, machte mir einen

ähnlich überwältigenden Eindruck," entgegnete Helldorf.

„Pater peccavi, Herr Elkan," rief Lenz dem gleich einer Salzsäule dastehenden Stutzer zu, „Sie hatten Recht, Lady Ashbury ist in der That eine Schönheit ersten Ranges, aber wie Sie diese Frau mit dem Beiwort ‚ätherisch' bezeichnen konnten, das begreife wer da kann!"

„Dieß ist ja nicht meine Lady Ashbury, so kann sich doch kein Mensch verändern," antwortete in kläglichem Ton der aus allen Himmeln gestürzte Elkan.

„So lebt entweder Ihre Lady Ashbury nicht mehr, oder ist bereits Wittwe, denn in England kann stets nur Einer den Namen Graf Ashbury führen. Der Geschlechtsname der Grafen von Ashbury," fuhr Helldorf zu Lenz gewendet fort, „ist Vernon, wie derjenige der Herzöge von Bedford — Russel. Die Vernons kamen mit Wilhelm dem Eroberer nach England, und William Vernon wurde von Eduard III. zum Grafen von Ashbury erhoben. Der Knabe, welchen wir soeben gesehen haben, würde, falls er der älteste Sohn des Grafen ist, den Titel Lord Vernon führen. Jüngere Brüder oder Neffen des Grafen von Ashbury könnten nur Mr. Vernon genannt werden. Der berühmte Chemiker und Physiker Henry Cavendish,

dessen Humboldt in seinen Werken mehrfach erwähnte, wurde, obwohl er ein Enkel des Herzogs von Devonshire war, ebenfalls ‚Mr. Cavendish‘ angeredet, da dieses der Geschlechtsname der herzoglichen Familie ist. Macaulay sagt mit Recht, daß die englische Aristokratie nichts von dem gehässigen Charakter einer Kaste habe. Sie nimmt fortwährend Mitglieder aus dem Volke auf und sendet fortwährend Mitglieder herab, um sich mit dem Volke zu mischen. Jeder Gentleman kann ein Pair werden, und der jüngere Sohn eines Pairs ist nur ein Gentleman.“

Während Helldorf dem Maler noch ausführlich die Rechte, Titel und Ehrenvorzüge des englischen Adels auseinandersetzte, nahm Lady Ashbury in sehr übler Laune die gemietheten Lokalitäten in Augenschein. Als sie durch ihren Haushofmeister die Wohnung hatte bestellen lassen, war ihr zwar sofort mitgetheilt worden, daß die früher von ihr benutzten Räumlichkeiten bereits an zwei Damen vermiethet wären und sie nur die kleinere Hälfte der ersten Etage haben könne. Allein die stolze Dame hielt es für selbstverständlich, daß durch das Gewicht ihres Namens und eine Geldentschädigung — auf deren Höhe es ja durchaus nicht ankam — die unbekannte Inhaberin der Wohnung sich leicht zu einem Tausch der Lokalitäten verstehen würde

Fünf Zimmer genügten für ihren Haushalt nicht, selbst wenn zwei Domestiken eine Treppe höher logirt wurden, auch hatte der Arzt es der Gräfin zur Pflicht gemacht, für den bleichen, blutarmen Knaben ein Zimmer mit sonniger Lage zu wählen. Darum mußte sie entweder die andere — nach Süden und Westen gelegene — Zimmerreihe, oder wenigstens das von der Mittagssonne durchleuchtete, beide Wohngelegenheiten verbindende Balkonzimmer zu erlangen suchen. Wozu war es nöthig, daß zwei Damen über so große Räumlichkeiten verfügten? Zwei einfache Bürgerinnen, die an solchen Luxus nicht gewöhnt sein dürften und wohl nur, um sich in der Fremde ein Ansehen zu geben, dieß prächtige Logis bezogen hatten!

Leider erklärte jedoch Madame Leverrier, welche die Gräfin sofort zu sich bescheiden ließ, daß sie Miß Fenton nicht den Vorschlag machen könne, ihre Wohnung zu vertauschen, und daß an ein Geldanerbieten bei der Tochter des Nabobs nicht zu denken sei. Madame Leverrier war im Herzen froh, daß die hochmüthige Dame nichts auszurichten vermöge und sich einmal, wie alle gewöhnlichen Menschen, bescheiden müsse. Lady Ashbury schien anderer Meinung zu sein; sie entließ die Wirthin und beschloß, die Angelegenheit Herrn Bennett zu übertragen.

Dieser sollte als ihr Abgesandter sich zu Miß Fenton begeben und ihr die Wünsche von Lady Ashbury vortragen. Nur aus wirklicher Liebe für seinen Zögling, und geleitet von dem Gedanken, daß er für das kranke Kind ein Opfer zu bringen habe, nahm Bennett den heikeln Auftrag an und ließ Miß Fenton um die Ehre einer kurzen Unterredung bitten. —

Der junge Mann kehrte bald zurück; er berichtete der Gräfin, daß Miß Fenton sein Anliegen zuerst — wie dieß auch nicht anders zu erwarten gewesen — mit Befremden aufgenommen habe. Als er ihr dann den Zustand des Knaben geschildert hätte, wäre sie zwar bereit gewesen, das Balkonzimmer abzutreten, habe ihm jedoch erklärt, daß eine definitive Entscheidung erst von ihr getroffen werden könne, wenn Frau Aird, unter deren Schutz sie lebe, auch damit einverstanden sei. Die Dame würde am Abend von Genf zurückkehren, wohin sie sich begeben habe, um für die Bestattung einer dort plötzlich gestorbenen Landsmännin Sorge zu tragen.

„Die Sache zieht sich ungebührlich in die Länge," entgegnete die Gräfin. „Haben Sie, Mr. Bennett, die junge Dame nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich die nothwendigen Arrangements für die Nacht zeitig treffen muß, und mir ein Gefallen

damit geschähe, wenn ich für Willy das Zimmer bald einrichten könnte?"

„Mylady, ich glaube mich meines Auftrages nach bestem Wissen entledigt zu haben; Miß Fenton ist in ihrem Auftreten von großer Artigkeit, allein sie sprach trotzdem ihre Ansicht so ruhig und entschieden aus, daß der Versuch, sie zu einer Aenderung ihres Willens zu bewegen, kaum von Erfolg gewesen wäre."

„Ich danke Ihnen, lieber Bennett! es fällt mir schwer, allein ich werde mich wohl entschließen müssen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, wenn ich schnell zum Ziele kommen will."

Der junge Mann verließ — sich stumm verneigend — das Zimmer und begab sich zu seinem Zöglinge. Die Gräfin aber nahm mit Hülfe ihres Kammermädchens einige Aenderungen an ihrer Toilette vor, und der erstaunten Harriet wurde alsbald das Erscheinen von Lady Ashbury gemeldet. —

Achtes Kapitel.

Lady Florence Ashbury, die einzige Tochter des Herzogs von Leith, war keine gewöhnliche Frau; in dieser reich beanlagten Natur hatten schon frühzeitig die Keime des Guten und Bösen um die Herrschaft gestritten. Der Stolz von Florence basirte nicht allein auf der bevorzugten Stellung, welche sie in der Welt einnahm, auf der imponirenden Schönheit, die sie unter Tausenden von Frauen hervorhob, sondern sie fühlte, daß sie an Geist, an Talenten, an Willenskraft weit über der Mehrzahl ihrer Schwestern stehe. Florence hatte eine wunderschöne Stimme und sang vortrefflich, sie spielte Klavier gleich einer Virtuosin, und von ihrem Lehrer im Zeichnen und Malen war oftmals bedauert worden, daß so große Talente nicht einem armen Mädchen zugefallen wären, dem sie eine glückliche, sorgenfreie Existenz hätten verschaffen können.

Man hatte Florence — siebenzehn Jahre alt —

mit John Vernon, Lord Ashbury, verlobt, eine Verbindung, welche beide Familien höchlich befriedigte, da hohe Geburt, großer Reichthum und äußere Vorzüge sich bei den Verlobten die Wage hielten. Lord Ashbury liebte Florence leidenschaftlich; diese stolze Schönheit verwirklichte das Urbild seiner Träume, und jedes ihrer Worte bezauberte ihn. Florence nahm ihre freudige Erregung, die Empfindung befriedigter Eitelkeit, das Wohlgefallen an dem vollendet schönen Manne für Liebe und ward Lady Ashbury. Die Gegensätze in dem Wesen der beiden Gatten traten bald hervor. Der Lord hatte gewinnende Manieren, war lebhaften Temperamentes und sprach sehr gut; allein das Feuer, welches ihn beseelte, war kein nachhaltiges und seine Beredsamkeit erwies sich nur den Frauen gegenüber als gefährlich. Denn sie stützte sich weder auf eine umfassende Bildung, noch wurde sie durch einen kräftigen Geist oder durch Reinheit des Charakters gehoben. Lord Ashbury war ein Gefühlsmensch, ein Mann, der nach Stimmungen und nicht nach festen Grundsätzen handelte. Eilig und liebenswürdig im Versprechen, zeigte er sich ärgerlich und betroffen, wenn es galt, sein Wort einzulösen. Durch den frühen Tod seines Vaters und eines älteren Bruders bereits mit sechsundzwanzig Jahren Pair des Reiches, gedachte er von ererbten und

überkommenen Vortheilen zu zehren. Ihm genügte die Stellung, welche er einnahm; er trug ja einen erlauchten Namen, besaß eine reiche Begüterung und nannte die schönste Frau Englands seine Gattin. Während der Session hielt er sich in seinem Palast zu London auf, verkehrte mit den einflußreichsten Tories und stimmte wie die Führer es wünschten. Dann begab er sich nach Ashbury-Castle, ritt und jagte mit den Nachbarn oder geladenen Gästen.

Florence, deren reger Geist von allen Fragen der Zeit mächtig erregt wurde, ersehnte für den Gemahl eine Stellung und Berufsthätigkeit, bei der sie bewundernd zu ihm aufblicken, ihn für seine Erfolge im Staatsleben durch ihre Liebe belohnen könne. Ein modernes Ritterthum stand vor ihrem Auge, in dem wiederum der Tapfere und Kühne durch die Dame seines Herzens den Preis erhält; nur der Kampfplatz hatte sich verändert, und der Gedanke, das Wort waren die Waffe geworden, deren scharfer Blitz mächtig zündend traf und ruhmvollen Sieg errang.

Vergebens stachelte Florence den Gemahl zu politischer Thätigkeit auf; ihm fehlten alle Eigenschaften des Parteiführers und Staatsmannes. Ja, während in gefahrvoller Stunde — wie einst bei einer Bootfahrt auf dem Meer — die Energie der Gräfin sich zu verdoppeln schien, schwand die

Willenskraft ihres Gemahls bis zu dumpfer Resignation. Florence hatte geglaubt, an dem Beginn eines geistig reichen, glänzenden Lebens zu stehen, und ward bald inne, daß die Laufbahn ihres noch nicht dreißigjährigen Gemahls beendet sei. Ihrem feurigen Sinn, ihrem verlangenden Ehrgeiz war dadurch eine tiefe, unaufhörlich zuckende Wunde geschlagen. Sie fühlte sich mit einer Kraft, einem Talent zum Herrschen ausgestattet, durch welche eine Elisabeth, Maria Theresia und Katharina es vermocht hatten, ruhmvoll die Zügel eines großen Staatswesens zu führen. Und wenn ihr auch eine so bevorzugte Stellung vom Geschick versagt worden, nichts hätte sie hindern dürfen, einen Platz gleich demjenigen der Herzogin von Marlborough einzunehmen, welche — mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts vermählt und Freundin einer Königin — Aemter und Würden mit ihrer schönen Hand vertheilte, und die großen politischen Parteien des Landes durch Feinheit und Geschick an sich zu fesseln oder niederzuhalten wußte. —

Trotz der untadelhaften, rücksichtsvollen Haltung, die Florence gegen den Gemahl beobachtete, fühlte dieser es heraus, daß sie nicht befriedigt sei und mehr von ihm erwartet habe. Sie verlangte, er solle den Flug des Adlers wagen und er vermochte

nicht von der Erde sich emporzuschwingen. Es war ein peinvolles, schmerzliches Empfinden, und je sicherer die Gräfin ihr gegenseitiges Verhältniß in dem Fahrwasser eines durchaus liebenswürdigen Verkehrs zu halten bemüht war, je reizbarer wurde Lord Ashbury, der über jedes Wort der Gattin grübelnd nachsann, ob nur nicht seine Würde als Oberhaupt der Familie dadurch beeinträchtigt worden. Das äußere Auftreten der Gräfin blieb sich vollkommen gleich; Niemand sollte ahnen, daß der Gemahl ein Schwächling sei; sich bedauert zu sehen, würde für diese stolze Natur ganz unerträglich, das Uebermaß bitterer Kränkung gewesen sein.

Nur in einem Punkte berührten sich sympathisch die Herzen der Gatten: in der zärtlichsten Liebe und Sorge für ihre drei reizenden Knaben. Wie leuchtete das Auge der Mutter, wenn sie auf diese Kinder blickte! Charles, der älteste von ihnen, war außerordentlich befähigt; ja, die Frühreife seines Verstandes machte es nöthig, daß man ihn gewaltsam von geistigen Anstrengungen zurückhielt. Erst zwölf Jahre zählte er, als seine Lieblingslektüre die Musterreden eines Burke, Fox, Pitt und Sheridan wurden. Dabei sprach er voll Anmuth und die Freiheit seiner Bewegungen, die Bedeutsamkeit seines Ausdrucks setzten Jedermann in Erstaunen. Das Feuer, welches in ihm loderte,

verzehrte schnell die schwache Hülle; mit dreizehn Jahren sank er in das Grab und bald folgte ihm sein ebenfalls hochbegabter Bruder John.

Lord Ashbury erlag beinahe dem Schlage, der ihn traf und verbrachte Stunden und Tage in einem dumpfen, melancholischen vor sich Hinstarren und Brüten. Florence, nicht minder erschüttert, kämpfte heldenmüthig ihren Schmerz nieder, damit das letzte Kind, der sanfte schweigsame Willy, keine trüben Eindrücke durch sie erhalte. Nur wenn sie allein durch die Gänge des schönen Parks von Ashbury=Castle wandelte, ließ die Spannkraft in der hohen Gestalt, in den marmorartigen Zügen nach, und der aufwärts gewendete Blick schien fragend die lichten Wolken durchdringen zu wollen. Gibt es kein Erbarmen dort oben? War das Geschick der Niobe ihr bestimmt? Aus der trotzigen Brust entrang sich kein Seufzer, kein Wort des Flehens; im Glück hätte sie inbrünstige Dankgebete gen Himmel ausströmen können, über die Lippen der gemarterten Florence sollten keine Bitten kommen.

Die Gräfin verlangte den Rath der bedeutendsten Aerzte, wie das Leben ihres jüngsten Sohnes zu erhalten wäre? Diese erklärten einstimmig, daß kein Anzeichen der Krankheit bei ihm wahrnehmbar sei, welche seine Brüder dahingerafft, und sprachen

die Hoffnung aus, daß durch die sorgsamste Pflege und günstige klimatische Verhältnisse der bleiche Knabe noch zu kräftigen sein werde. —

Ein spöttisches Lächeln der Selbstironie spielte um die Lippen der Gräfin, als sie an jenem Mittage zu Miß Fenton sich begab, um die von Herrn Benett begonnene Unterhandlung zu Ende zu führen. Oft hatte sie sich an die Stelle von Elisabeth und Katharina versetzt und im Geiste diplomatische Verhandlungen mit staatsmännischer Klugheit geleitet; jetzt sollte die Herzogstochter in Wirklichkeit den Zauber ihrer Rede, die Gewandtheit ihres Verstandes aufbieten, um von einem einfachen Bürgermädchen die Abtretung eines gut gelegenen Zimmers zu erlangen. Lady Ashbury hatte schnell erwogen, wie am leichtesten zum Ziele zu gelangen sei: sie wollte so auftreten, als ob die Sache bereits erledigt wäre und verbindliche Dankesworte sprechen. Das junge unerfahrene Mädchen — von so viel Huld entzückt — würde dann den Muth zu ferneren Einwendungen wohl kaum finden, und sich reich belohnt durch einige freundliche Redensarten fühlen, die im Laufe der Unterredung ihr noch zufließen mochten. —

Neuntes Kapitel.

Harriet befand sich gerade in dem Balkonzimmer, als man Lady Ashbury anmeldete. Sie ging der Gräfin artig bis zur Thüre entgegen und geleitete sie zu einem in der Fensterbrüstung stehenden Sessel. Dann zog sie einen Stuhl heran und nahm der Lady gegenüber Platz.

In Licht und Glanz der Mittagssonne getaucht, ruhten der stille See mit seinem reichen Kranze von Villen und Ortschaften, und die schneebedeckte Reihe der savoyer Alpen, über welche stolz der Dent du Midi sein mächtiges Haupt hervorragen ließ. Auf die Bergeshöhen thürmte ein leichter Ostwind seltsam geformte Wolkenschichten, welche sich dort zu einem gleichsam aus Duft und Gold erzeugten Gebirge zu lagern begannen und das herrliche Panorama würdig abschlossen.

Lady Ashbury warf einen flüchtigen Blick über die entzückende Landschaft und sagte: „Ich muß mich Ihnen vorstellen, Miß Fenton, um den ver-

bindlichsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie gütig in eine Abtretung dieses Zimmers gewilligt haben. Ein Opfer Ihrerseits, welches ich in diesem Augenblick doppelt zu schätzen weiß."

Die Worte der Dame klangen sanft, einschmeichelnd, verführerisch, allein die gekräuselte Lippe ließ sie nur mit Widerstreben hervor und der stolze Blick, die vornehme Haltung schienen alles Süße zurücknehmen zu wollen, was der Mund hatte nothgedrungen flüstern müssen.

Harriet's Auftreten war — im Gegensatz zu dem von Lady Ashbury — schüchtern und durchaus bescheiden, wie es einem jungen Mädchen im Verkehr mit einer älteren hochstehenden Frau wohl geziemt. Doch klangen ihre Worte fest, fast herb, weil sie genau ausdrückten, was sie zu sagen für Recht und Pflicht hielt.

„Mylady, ich fühle tief die Ehre, welche Sie mir durch diesen gütigen Besuch erweisen, und kann in Wahrheit hinzufügen, daß ich mich freuen würde, wenn es mir vergönnt wäre, Ihnen einen geringen Dienst zu leisten. Allein ich darf über dieses Zimmer nicht verfügen, ohne Frau Aird — unter deren Schutz ich lebe — vorher um ihre Meinung befragt zu haben."

„Sie sind doch die Mietherin der Wohnung, Miß Fenton, und die Dame genießt nur eine An=

nehmlichkeit, welche Sie ihr bereiten; es läßt sich daher kaum annehmen, daß dieselbe einer Anfrage — zu welcher wohl nur formell eine Verpflichtung vorhanden ist — Widerstand entgegensetzen würde."

„Entschuldigen Sie, Mylady, wenn ich Ihrer Auffassung der Verhältnisse nicht beipflichten kann. Frau Aird verließ ihre Heimat in Nordamerika, wo sie ganz unabhängig lebte, um mir den Trost ihrer Gesellschaft zu verschaffen. Ich fühle mich derselben tief verpflichtet, und möchte dieß durch die äußerste Rücksichtnahme auf ihre Wünsche bethätigen. Man hat mir oft gesagt" — hohe Röthe bedeckte bei diesen Worten Harriet's Wangen — „daß ich sehr reich sei. Mein Wunsch ist es stets gewesen, man möge das vergessen und mich schätzen nach meinem persönlichen Werth. Wie könnte ich hoffen, daß dieß geschehen werde, wenn ich — in meinen Beziehungen zu Andern — mich zuerst daran erinnerte, daß sie weniger besitzen, als mir zugefallen ist. Frau Aird," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „wird meiner Bitte, wie ich glaube, nicht entgegentreten, denn sie ist eine durchaus treffliche und allen gerechten Wünschen gern zustimmende Frau.

„Ich meine auch, Sie werden Ihrem Herzen folgen dürfen, Miß Fenton! Und da wir Beide

einig sind, so könnten Sie wohl — wenn ich diesen Wunsch gegen Sie aussprechen darf — die Kleinigkeiten, welche hier in Schränken und Kästen aufbewahrt sind, bis zur Rückkunft der Dame anderweitig unterbringen, damit später nicht so viel zu ordnen bleibt," sagte die Gräfin mit dem reizendsten Lächeln, das ihr zu Gebote stand und in einem verlockend liebenswürdigen Ton.

„Nein, Mylady, das kann ich nicht, denn es würde meinem Empfinden widerstreben und meine Anfrage bei Frau Aird als eine leere Phrase berechneter Höflichkeit hinstellen. Auf wenige Nachtstunden kann es Ihnen, Mylady, nicht ankommen, und ich verspreche, daß ich Ihre und meine Sache gut führen werde. Das Bild des holden Knaben, für den Sie diesen Raum wünschen, steht lebhaft vor meiner Seele — denn ich wurde seine wankenden Schritte gewahr, als er den Wagen verließ — und ich möchte Schwereres für ihn thun, falls es zu seinem Heil gereichen könnte. Auch," fügte Harriet schüchtern hinzu, „würde es mir wohlthuend sein, einem Nachkommen von William Vernon einen Dienst zu leisten."

„Sie kennen die Geschichte unseres Hauses, Miß Fenton?"

„Es müßte ja beschämend für mich sein, wenn ich von den Verdiensten nicht unterrichtet wäre,

welche hervorragende Mitglieder der edeln Familie Vernon sich um unser Vaterland erworben haben."

„Sie sind ein liebes Mädchen, Miß Fenton, ich lege Ihnen also meine Wünsche getrost an's Herz und empfehle nur die möglichste Eile und — nicht allzu große Bedenklichkeiten." Die Gräfin erhob sich.

„Mylady," sagte Harriet, die ebenfalls aufgestanden war, „das Trauergewand, welches ich trage, bürgt Ihnen dafür, daß ich die Angst um einen theuren Kranken zu würdigen weiß! Vertrauen Sie meinem Herzen und seien Sie versichert, daß ich um so mehr erreichen werde, je fester ich an dem Grundsatz halte: wie in allen Fällen, so auch hier, wahr und offenherzig zu sein."

Erstaunt blickte Lady Ashbury auf dieß junge Mädchen, dessen ruhige Würde und nicht zu beirrende Willensmeinung ihr Bewunderung abnöthigten. Die Gräfin hatte nicht mit Unrecht sich manchmal in die Seele von Englands großer Königin versetzt, welche bei vielen Fehlern und Schwächen dennoch hochherzigem Empfinden stets Raum zu geben wußte. Als Elisabeth am Ende ihrer ruhmvollen Regierung einige Maßregeln ergriffen hatte, die mit Recht den Tadel ihrer getreuen Unterthanen erregten, und im Hause der Gemeinen zornige Stimmen laut wurden, da half die weise Königin

den Beschwerden augenblicklich ab und berief die Führer der unzufriedenen Partei zu sich in den Palast. In würdiger Sprache dankte sie diesen Männern für deren Sorge um das Wohl des Reiches, dessen Ruhm und Ehre ihr selbst, wie Jenen, gleich theuer wäre.

So ergriff jetzt Lady Ashbury Harriet's Hand und sagte in einem herzlichen, ihrem Gefühl vollständig entsprechenden Tone: „Sie sind ein treffliches Mädchen, ruhig und charaktervoll, wie man es bei so großer Jugend kaum erwarten sollte. Hätte ich eine Tochter, so würde ich mich freuen, wenn sie Ihnen gliche!“

Erglühend in süßer Verwirrung über diese ungehoffte Anerkennung von Seiten der Gräfin, senkte Harriet die Augen, Lady Ashbury aber drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens und verließ — obwohl sie nichts erreicht hatte — höchlich befriedigt das Gemach.

Harriet stand noch lange sinnend und schien in ihrem Geiste Schweres, sie tief Ergreifendes zu verarbeiten.

Denn als sie den schönen Kopf wieder erhob, rollten heiße Thränen ihre Wangen herab und sie preßte — von Schmerz übermannt — die feinen Hände fest in einander.

Dort auf jenem Tische lag noch das Buch, in

dem sie gelesen, ehe Lady Ashbury zu ihr eingetreten war. Die rührenden Strophen, welche Byron an die entfernte, ihm unnahbare geliebte Tochter richtet, Harriet wiederholte sie im Geiste:

„My daughter! with thy name this song begun —
My daughter! with thy name thus much shall end —
I see thee not, — I hear thee not, — but none
Can be so wrapt in thee; thou art the friend
To whom the shadows of far years extend:
Albeit my brow thou never shóuld'st behold,
My voice shall with thy future visions blend
And reach into thy heart, — when mine is cold, —
A token and a tone, even from thy father's mould*)."

Wie grausam erschien Harriet ihr Geschick! Sie besaß einen Vater und er achtete ihrer nicht! Von den Lippen der stolzen Gräfin waren Worte hoher Anerkennung geflossen, und der Vater, nach dem ihr junges, von reiner Liebe bewegtes Herz so innig verlangte, — er — —!

*) „Dein Name, Tochter, der mein Lied begann,
Dein Name, Tochter, sei es, der's beschließt!
Ich seh', ich hör' Dich nicht doch Niemand kann
Mehr lieben Dich, da Du ein Freund mir bist,
An den sich der Erinnerung Schatten schließt.
Nie sollte sich Dein Aug' auf meines lenken,
Doch meine Stimme, die im Traum Dich grüßt,
Wird in Dein Herz, wenn meines starb, sich senken,
Von Deines Vaters Form ein Ton, ein Angedenken."

Doch vielleicht wußte ihr Vater nicht einmal, ob sie noch am Leben sei! Wie thöricht, wie tadelnswerth war es, Vorwürfe auf sein Haupt zu schleudern, ehe sie den Zusammenhang aller Dinge kannte! Auf einmal blitzte es durch ihre Seele: der Schlüssel zur Lösung dieser martervollen Zweifel lag ja in ihrer Hand. Nicht unedle Neugier trieb sie an, zu erforschen, was endlich den ersehnten Frieden ihr bringen mußte. Noch an diesem Abend wollte sie von Frau Aird die Kassette sich geben lassen; die dunkeln geheimnißvollen Stunden der Nacht konnten ihr dann vielleicht noch ungeahnte Schmerzen bringen, allein sie würde wissen, wohin sie mit ihrem Herzen voll kindlicher Liebe sich zu wenden, oder von wem sie für immer sich loszusagen hätte.

Zehntes Kapitel.

Harriet und Frau Aird saßen am Abend lebhaft plaudernd vor dem mit allem Comfort und nach englischer Weise ausgestatteten Theetische, auf welchem daher weder die beliebten „Sandwiches“ und „Toast“, noch die „Orange-Marmelade“ *) fehlen durften. Frau Aird berichtete ihrer jungen Freundin, was sie über die letzten Lebenstage der Landsmännin erfahren, welche sie — obwohl dieselbe ihr ganz fremd gewesen war — soeben würdig und mit allen Ehren zur letzten Ruhe geleitet hatte.

Harriet trug dann bescheiden die Bitte der Lady Ashbury vor. Frau Aird gerieth hierdurch in große Aufregung; das Gesuch zeugte, ihrer

*) Sandwiches (nach dem Grafen Sandwich so genannt) sind Butterbrödchen, zwischen welche Fleischschnitte gelegt werden, eine Lieblingsspeise der Engländer; toast sind über Kohlen geröstete Weißbrodschnitten, zu welchen häufig Marmelade von Pommeranzenschalen gegeben wird.

Meinung nach, von einer geradezu kolossalen Anmaßung. Mit einem derartigen Verlangen könnte man sich auch nur an ein schüchternes junges Mädchen wenden; die Dame würde sich wohl gehütet haben, ihr — der Frau Aird — ähnliche Vorschläge zu machen. Noch sei nichts aufgegeben, und sie werde der hochmüthigen Lady eine Antwort ertheilen, wie solche derselben gebühre. Harriet ließ den ersten Zornausbruch der lebhaften Frau ohne ein Wort der Widerrede vorübergehen; sie kannte das vortreffliche Herz ihrer mütterlichen Freundin und durfte vermuthen, daß sie schließlich doch wohl nachgeben werde. Als Harriet die zweite Tasse Thee freundlich der Dame gereicht hatte, nahm sie das Gespräch mit der Bemerkung wieder auf, daß der schöne bleiche Knabe — das einzige Kind von Lady Ashbury — tiefes Mitgefühl erregen müsse und sein Lehrer viel Rühmenswerthes von dessen Sanftmuth und stillem Dulden ihr mitgetheilt. Heute gerade, wo die Sonne mit solcher Pracht das Zimmer durchleuchtet und gleichsam mit Lebenshauch erfüllt habe, wäre ihr der Gedanke nahe getreten, ob es nicht Christenpflicht sei, in solchem Falle ein Opfer zu bringen und uns Liebgewordenes aufzugeben.

Der feinste Diplomat mit allen Schlangenwindungen der Klugheit und raffinirten Berechnung

würde nicht erreicht haben, was Harriet erlangte, indem sie nur ihr schönes reines Herz sprechen ließ und demüthig erbat, was sie eigentlich fordern konnte. Sehr langsam und nur nach lebhafter Vertheidigung der zuerst eingenommenen Stellung gab Frau Aird endlich nach. Denn sie glaubte aus dem Vorgehen der Lady Ashbury nur den Wunsch herauszufühlen, mit Harriet bekannt zu werden. Wahrscheinlich stand irgend ein Vetter oder nachgeborener Sohn des Hauses Vernon im Hintergrunde, für den man die Tochter des Nabob zu erobern gedachte. Und Harriet durfte — wenn es nach dem Willen von Frau Aird ging — nur Einen mit ihrer Hand beglücken, den Einen, den sie liebte und von dem sie wieder geliebt wurde, obwohl keiner von Beiden auch nur das leiseste Wörtchen darüber verlautbart hatte.

„Nun gut,“ schloß die Dame das lebhaft geführte Zwiegespräch, „wir werden unser bestes Zimmer verlieren und dafür viel Belästigung gewinnen, denn die vornehme Dame muß — so schwer es ihr auch fallen mag — einige süße Redensarten aufwenden, die in meinen Augen gar nichts werth sind, bei welchen jedoch Staub in Masse sich erheben wird.“

Harriet drückte voll Dank die Hand der braven Frau und bat, dieselbe möchte, bevor sie in ihr

Zimmer sich zurückzöge, die von Dr. West erhaltene Kassette ihr übergeben. Des Mädchens Herz pochte, als sie diese Bitte aussprach; fast hätte sie gewünscht, daß ihrem Verlangen nicht gewillfahrt werde. Denn eine Stimme, welcher sie stets Gehör gegeben, regte sich warnend in ihrem Innern. Frau Aird weilte jedoch mit ihren Gedanken bei der Gräfin Ashbury und deren Zukunftsplänen; sie öffnete daher, ohne etwas zu entgegnen, einen Handkoffer, in dem sie sorglich Alles verpackt hielt, was bei einer plötzlichen Gefahr in Sicherheit gebracht werden mußte, und reichte Harriet das gewünschte Kästchen. Es war der alten Dame Gewohnheit, eine Stunde zu lesen, bevor sie sich zur Ruhe begab, sie drückte nun innig Harriet's Hand und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück.

Harriet setzte die Kassette auf den Tisch und steckte den kleinen Schlüssel in das Schloß; ein Seufzer entrang sich ihrer Brust und die Hand bebte so stark, daß sie unfähig war, das kunstvoll gearbeitete Schloß zu öffnen. Nein, nein, erst mußte sie Fassung gewinnen, ehe sie an die Lektüre dieser für sie so wichtigen Papiere ging. Auch konnte ja in jedem Augenblick Frau Aird — durch irgend welchen Zufall veranlaßt — wieder bei ihr eintreten und Niemand sollte Zeuge der Gemüthsbewegungen sein, welche jene Dokumente in ihr

erregen würden. Mit leisen Schritten, die Arme über einander gekreuzt, ging das Mädchen in dem Gemach auf und nieder. Dann trat sie an das Fenster und blickte hinaus in die stille Winternacht. Der volle Mond stand am Himmel, majestätisch zogen die Sterne herauf und warfen ihr reines Licht über das dunkelblaue Firmament und den schlafenden See. Unter dem Glanz der milden Gestirne leuchteten die Eis- und Schneeberge in fast überirdischer Klarheit; kein Flecken, kein Nebelstreif trübte das großartige Bild, dessen tiefer Frieden sich auch Harriet's Seele mittheilte und sie in eine höhere Sphäre des Empfindens zu tragen schien. Die Züge des Mädchens gewannen einen ruhigeren Ausdruck und fromme Gedanken stiegen zum Vater droben auf, der die Himmel theilte und den Gestirnen ihren Lauf gesetzt. Ach, in dem unermeßlichen All, über welches Er seine göttliche Hand ausbreitete, wie viel müde Herzen wendeten sich wohl zagend und bangend jetzt zu ihm auf und suchten Trost, wo Menschenhülfe ihn nicht mehr gewähren kann! Und sie blieben nicht unerhört! Wer immer auch sein Gemüth aufwärts in heißem Flehen richtete, Eines ward ihm sicher: Kraft zum Tragen, das Bewußtsein, auf dem rechten Wege zu wandeln! —

Harriet schloß das Kästchen auf und nahm das

Dokument heraus, welches in Fenton's Handschrift die Worte enthielt: „Harriet zu übergeben, bevor sie mit einem Manne sich verlobt."

Wie! Sie hatte ihm stets gehorcht, wenn er liebevoll etwas angeordnet hatte, und jetzt, da er nicht mehr vor ihr stand, sollte etwas geschehen gegen sein Geheiß? Dem Lebenden würde sie nicht widersprochen haben, und dem Todten wollte sie Trotz bieten? Feig und niedrig wäre das ja! Wenig kam darauf an, ob sie jetzt oder später erführe, was jene Schrift enthalte, Alles aber, daß sie lebte, als stünde sie noch unter seinem Auge, dem gerechten, dem gütigen! Fenton hatte Dankbarkeit stets als eine der Fundamentaltugenden gepriesen; die rechte Dankbarkeit aber muß fortdauernd im Gemüthe leben. Sie ist das beständige Sich-Erinnern an genossene Wohlthat, das Gefühl einer tiefen inneren Verpflichtung, wenn solches auch nie in äußerlichen Handlungen sich sollte aussprechen können. Hier aber lag ein Fall vor, bei dem Harriet zeigen konnte, ob sie dankbar sei oder nicht.

Das Mädchen beugte sich auf das Schriftstück in ihrer Hand, preßte die Lippen auf die Worte, welche ihr Wohlthäter geschrieben, erfaßte dann mit einer liebevollen Geberde das Dokument und schloß es wieder in die Kassette ein. Aufbewahren

wollte sie dieselbe nun, da sie den Sieg über sich selbst errungen hatte. Fenton's Willensäußerung durfte jetzt ebenso sicher bei ihr ruhen, als es bei der mütterlichen Freundin geschehen wäre. —

Elftes Kapitel.

Am frühen Morgen schon ordnete Harriet Alles für den bevorstehenden Umzug an und begab sich am Vormittage zu der Gräfin, um ihr anzuzeigen, daß sie von dem Balkonzimmer Besitz nehmen könne. Lady Ashbury empfing das Mädchen mit einer Freundlichkeit, welche keinen Beigeschmack von Herablassung zeigte.

„Ich hoffe, Miß Fenton,“ äußerte die Dame verbindlich, „Sie werden nicht vergessen, daß jenes Zimmer eigentlich Ihr Eigenthum ist, und darum häufig uns die Freude Ihrer Gegenwart gönnen. Man hat mir gesagt, daß Sie ausgezeichnet die Harfe spielen und ich schmeichle mir, keine schlechte Pianistin zu sein, da böte sich eine vortreffliche Gelegenheit, unsere Kräfte für einen musikalischen Genuß zu verwenden.“ Harriet, in hohem Grade taktvoll, mochte die Unterhaltung nicht zu lange ausdehnen und wollte, nachdem noch einige Worte gewechselt waren, sich zum Fortgehen erheben, als

plötzlich zwei Arme sich um ihren Hals legten und eine sanfte Stimme bittend sprach: „Geh' noch nicht fort, bleibe bei uns!"

Es war Willy, welcher bald nach dem Beginn der Unterredung das Zimmer betreten hatte. Welch' ein Hauch der Reinheit geht von einer Kinderseele aus! Wie rührt es uns, wenn wir ein Kind so offen dem Impulse folgen sehen, der sein Gemüth beherrscht! Ein Eden liegt in jener Unschuldswelt, dessen Glück wir mit süßem heiligen Schauer noch einmal durchkosten. Harriet's wunderbare Schönheit, ihre melodische Stimme, der Ausdruck von Milde, welcher aus ihren Zügen leuchtete, riefen den kindlichen Enthusiasmus des Knaben hervor, dem er durch seine zärtliche Liebkosung und Bitte Ausdruck verlieh.

Die überraschte Harriet schloß Willy in ihre Arme und gab ihm einen innigen Kuß.

„Kannst Du nicht immer bei uns bleiben?" bat Willy schmeichelnd.

„Nein, das darf ich nicht, eben so wenig, wie Du Deine Mama verlassen könntest, denn ich habe auch eine Pflegemutter, bei welcher ich bleiben muß. Aber wenn Mylady es erlaubt und Du es wünschest, so komme ich wohl bald wieder einmal zu Dir!"

„Vergiß es nicht, versprich es mir!"

„Ich halte stets Wort," erwiederte Harriet in

ihrer lieblichen Weise und drückte noch einen Kuß auf die Stirn des Knaben.

„Sie haben es Willy angethan, Miß Fenton, so erregt sah ich ihn niemals," sagte Lady Ashbury, als sie das Mädchen artig bis zur Thüre geleitete.

Und so schien es in der That, denn wo auch der Knabe Harriet traf, sei es auf der Promenade oder beim zufälligen Begegnen im Hause, stets eilte er zu ihr und ergriff, indem sein dunkles Auge in Freude erglänzte, ihre Hand, um sie während des kurzen Beisammenseins nicht wieder loszulassen. Auch sie fühlte sich zu dem schönen Kinde wunderbar hingezogen und suchte aus ihrem Album, ihren Zeichenmappen und Kästchen mit Eifer Alles hervor, was zu beschauen ihm Freude machen könne. Oft saßen Beide neben einander in Harriet's Zimmer und sie erklärte ihm die dort aufgestellten und von Künstlerhand entworfenen Aquarelle, welche die schönsten Gegenden und interessante Bauwerke Indiens verherrlichten. Willy blickte — den Kopf an Harriet's Schulter gelehnt und von ihrem Arm umschlungen — voll Entzücken auf die Pracht jenes südlichen Himmels, dessen glühende Temperatur gleichsam Lebenswärme auf ihn auszustrahlen schien. Da war auch eine Ansicht von Benares — dem Mekka der Indier — die er nie genug betrachten konnte.

Unter dem Glanz der Tropensonne lag die mit Hunderten von Moscheen, Pagoden und schlanken Minarets amphitheatralisch sich erhebende Stadt. Durch das endlose, in buntem Anstrich schimmernde Häusermeer warfen Palmenhaine, mit Blattpflanzen geschmückte Terrassen und Gärten ihre sanften Farben. Schaaren von Pilgern, die aus allen Theilen Indiens zur Feier des Ram-Lilahfestes zusammengeströmt waren, füllten die breiten Stufen der prächtigen Treppen, welche von jeglichem Viertel der Stadt zum Ganges hinabführen.

Junge Mädchen streuten Blumen in den Strom, Frauen tauchten mit ehrfurchtsvollen Geberden ihre Krüge in das heilige Wasser des Flusses und benetzten damit die Stirn und Brust ihrer Kinder, oder trugen es heim zu den harrenden Kranken und Sterbenden, während todesmatte Greise sich mühsam zu dem Ufer des Ganges hinschleppten, um noch den letzten Scheideblick auf die heiligen Fluten zu richten.

„Ich will Dir nun erzählen, Willy,“ fuhr Harriet einst in ihren Erklärungen fort, „weßhalb der Ganges, dieser mächtige Strom, den Du auf dem Vordergrunde des Bildes siehst, und dessen Arme viele hundert Meilen ein üppiges Land durchziehen, den Hindu als ein heiliges Wasser erscheint und woher er den Namen ‚Ganges‘ erhalten

hat. Der Sage nach herrschte einst in diesem nun fruchtbarsten Delta der Erde eine entsetzliche Dürre; die kleinen Bäche, welche damals — statt des breiten Stromes — ihren trägen Lauf durch das öde Land nahmen, waren ausgetrocknet, kein Thau, kein Regen erfrischte die versengten Fluren. Alle Gebete, die das Volk an „Indra‘ (das sichtbare Firmament, die Region der regenspendenden Wolken) emporsandte, blieben unerhört; in dumpfer Verzweiflung blickte Einer auf den Andern, Alle schienen dem Tode durch Verschmachten bestimmt zu sein. Da fühlte eine der himmlischen Nymphen, Ganga, tiefes Erbarmen mit diesen Elenden und sie beschloß, indem Thränenströme ihren Augen entflossen, auf die Erde sich hinabzustürzen, um die Menschen in ihrem Unglück zu trösten. Brahmâ — der Gott der Hindu — winkte jetzt mit seiner allmächtigen Hand: aus jeder Thräne der Ganga erstand ein Quell, und die zitternden, verzweifelnden Bewohner dieses Landstriches sahen plötzlich, wie aus unzugänglichen Felsen und Schluchten mächtige Wasser hervorbrachen, und mit Brausen und Toben sich ein immer breiteres Bette bis zum Meere wühlten. Und der Himmel verfinsterte sich, und fruchtbarer Regen mehrte noch die große herrliche Wassermenge. Ganga aber wurde, als sie hinabstürzte von den sanften Armen des Stromes em-

pfangen, der nach ihr seinen Namen erhalten hat. Denn in der Sanskrit-Sprache heißt der Ganges: Ganga. Sein Wasser, durch die Thränen der Himmelstochter erstanden, ist für die Hindu das Wasser des Lebens; Kranke gewinnen neue Kräfte, wenn sie davon trinken, Sterbende werden dadurch geläutert und ihre Seele kehrt nach dem Tode unmittelbar in den Schooß der Gottheit zurück."

„Warst Du in Benares und an den Ufern des heiligen Flusses?" fragte Willy voll Interesse.

„Ja wohl, mein Vater machte mit mir eine Reise dahin, zu der Zeit als man das Ram-Lilahfest beging, eines der hohen Feste der Hindu."

„Hast Du auch von dem Lebenswasser geschöpft und aufbewahrt?"

„Nein, lieber Willy; warum fragst Du mich darnach?"

„Ich hätte Dich gebeten, mir davon zu geben."

„Und was wolltest Du damit machen?"

„Ach, Harriet," hier brach Willy in Thränen aus, „ich möchte so gern gesund werden!"

„Mein geliebter Willy, Du bist ja gesund, nur zart gebaut und an Strapazen nicht gewöhnt," tröstete Harriet, indem sie des Knaben Wange streichelte und mit ihrem Tuche die herabströmenden Thränen sanft trocknete.

Kinder sind schärfere Beobachter, als wir ge-

wöhnlich meinen, und der lange Zeit still getragene Kummer des Knaben brach nun hervor, als er sagte: „Nein, Harriet, ich bin nicht gesund! Du kannst es Dir nicht vorstellen, wie traurig es für mich ist, daß Mamas Augen — sobald sie sich unbemerkt glaubt — stets voll Sorge auf mir ruhen, daß alle Briefe von meinem Vater damit beginnen: wie geht es Willy? Ach, wenn ich Knaben aus den Nachbarhäusern die Berge hinauf und herunter laufen sehe, wenn sie miteinander ringen, niederfallen und wieder aufstehen, und Niemand sich um sie kümmert, weil sie gesund und kräftig sind, dann vermag ich kaum die Thränen zurückzuhalten. Ich darf keinen Schritt gehen, ohne daß man mich bewacht und mir folgt, denn ich könnte mich erhitzen oder erkälten, und noch kränker werden und sterben wie meine Brüder! Ach Harriet," — hier klammerte sich Willy an des Mädchens Brust, — „ich möchte so gern noch leben und gesund sein!"

Harriet, von tiefem Mitgefühl ergriffen, wählte den richtigen Weg, um den Knaben zu beruhigen; sie sagte nicht: höre auf zu weinen, damit Du Dir nicht Schaden thust, sondern sie lenkte seine Aufmersamkeit von dem eigenen Zustande ab und entgegnete lächelnd: „Sieh', Willy, wie es Dir jetzt ergeht, so war es ja in meiner Kindheit auch mit

mir der Fall! Keiner vermag so gut zu erkennen, was Du empfindest, als ich, die ich ebenfalls ein gar kleines schwächliches Mädchen gewesen bin. So hager, so bleich, so ohne Kraft erschien ich den Meinigen, daß man von weither Aerzte kommen ließ, um ihren Rath über meine Gesundheit oder vielmehr Kränklichkeit zu hören. Auch war ich das einzige Kind meiner Eltern gleich Dir! Weißt Du, was sonderbarer Weise und vor Allem mich zuerst getröstet hat? Eine alte Chinesin, die in Frau Aird's Diensten stand, sagte einmal, als sie mit einer Bestellung in meines Vaters Haus trat: ‚O Miß, wie jammervoll sehen Sie aus, Sie werden sicherlich nicht lange mehr leben!' Das ärgerte mich sehr, denn die unwissende dumme Frau hätte solch' ein böses niederdrückendes Wort nicht vor mir aussprechen müssen, und ich rief: ‚Ihnen zum Trotz werde ich jetzt noch lange, lange Jahre leben!' Und als ob ich mit dieser zürnenden Entgegnung die eigene schlummernde Kraft und Widerstandsfähigkeit erprobt hätte, fühlte ich mich heiterer und frischer als zuvor. Mein Lebensmuth wurde größer, meine Körperkräfte nahmen zu und ich wunderte mich schließlich darüber, daß ich einst so kleinmüthig und verzagt gewesen sei. So wird es Dir auch ergehen, mein lieber Willy, und wenn nach zwanzig Jahren William Lord Vernon sich

auf stolzem Rosse tummelt und bei der Fuchsjagd Allen voran ist, wie seltsam werden ihm dann die Anschauungen und Gefühle des Knaben erscheinen, der vormals mit der nun schon alten Miß Fenton seine Sorgen austauschte! Du mußt mich aber nicht ganz vergessen in all' Deinem künftigen Glück und Deiner Herrlichkeit, mein geliebter Willy!"

Ein sanfter Schimmer von Roth — der erste Hauch freudigen Hoffens — hatte des Knaben Wangen gefärbt, während er Harriet's Rede lauschte. Jetzt leuchtete sein schönes träumerisches Auge auf und er rief: „Dich vergessen, Harriet! ich glaube, Du bist auch solch' ein hülfreicher Engel, wie die Nymphe Ganga es war!"

Zwölftes Kapitel.

Auch für Herrn Elkan, welchem die Ankunft von Lady Ashbury eine so grausame Enttäuschung bereitet hatte, schien jetzt eine Zeit frohen Hoffens hereinzubrechen. Denn Laura Werthmann, die gefeierte Künstlerin, traf mit ihrer Zofe in der Villa ein, und Elkan mußte natürlich durch sein „intimes Freundschaftsverhältniß" zu der reizenden Soubrette — dessen er sich gegen Helldorf und Lenz berühmt — in der Werthschätzung dieser Herren außerordentlich steigen.

Leider bildete das Erscheinen eines eleganten Kavaliers, der fast gleichzeitig mit der Künstlerin angelangt war und in dem nächstgelegenen Landhause seine Wohnung genommen hatte, für Herrn Elkan ein unvorhergesehenes Hinderniß, die Bekanntschaft der Dame sofort zu erneuern und zu pflegen. Denn der Baron von Alten-Roßla, so hieß der schöne junge Mann, war fast ununterbrochen mit Laura zusammen und begleitete sie bei

jedem ihrer Ausgänge. Auch brachten mehrere Zeitschriften die interessante Kunde, daß die Künstlerin von der Bühne abtreten und sich mit einem Herrn aus altem Adelsgeschlechte vermählen werde. Andere Berichte sagten, daß die Heirath bereits vollzogen und deren Veröffentlichung einstweilen nur darum aufgeschoben sei, weil ein sehr reicher Onkel des jungen Mannes seine Einwilligung zu dieser Verbindung noch nicht ertheilt habe.

Eine fast selbstverständliche Diskretion gebietet es, einem jungen Paare, das in so zarten, noch nicht klar ausgesprochenen Beziehungen zu einander lebt, sich nicht ohne besondern Grund oder spezielle Einladung zu nähern. Für Herrn Elkan existirten derartige Rücksichten der Schicklichkeit nicht, und er nahm sich vor, die Künstlerin sehr bald durch seinen Besuch zu erfreuen. Als er zum ersten Male sich in deren Wohnung im zweiten Stock begab, hatte Laura einen Ausflug nach Ferney unternommen und Elkan konnte leider nur der Zofe — welche ihm bereits von Baden-Baden her bekannt war — sein Entzücken darüber aussprechen, „die Bezaubernde“ hier wieder zu treffen. Bei seinem nächsten Erscheinen in dem Eldorado fand Elkan alle Thüren verschlossen, und er mußte sich darauf beschränken, seine Visitenkarte auf's Zierlichste an den Drücker der Entréethüre zu befestigen.

Einige Tage vergingen, in welchen der unruhig gewordene Mann vergeblich von Seiten der Künstlerin eine Einladung erwartete. Das Ausbleiben einer solchen konnte nur der Vergeßlichkeit beizumessen sein — so tröstete Elkan sich — und er nahm sich vor, dem Gedächtniß der Holden zu Hülfe zu kommen. Wiederum stieg also Elkan die beiden Treppen hinauf und hatte eine so frühe Stunde gewählt, daß er wohl hoffen durfte, die Dame allein zu treffen.

In nervöser Aufregung zog er hastig die Klingel und überraschend schnell öffnete das Kammermädchen die Eingangsthür.

„Ach, Sie sind es, Herr Elkan," rief enttäuscht die Zofe, „ich vermuthete einen Andern!"

„Guten Morgen, Aurorchen," sagte Elkan, der durch den wenig schmeichelhaften Empfang nicht unangenehm berührt zu werden schien, „ist die Schönste der Schönen sichtbar, kann man auf wenige — schütteln Sie nicht den Kopf — köstliche Minuten rechnen?"

„Das Fräulein ist nicht zu Hause," antwortete die Zofe, nahm einen Abstäuber zur Hand und schickte sich an, in ein Vorderzimmer zu gehen, dessen Thüre nur angelehnt war.

„Bleiben Sie, Aurorchen, wann kommt die Holdselige zurück? Kann ich sie erwarten? Bei

Gott, ich möchte einen Louisd'or geben, wenn ich sie sprechen könnte!"

Herr Elkan steckte bei diesen Worten zwei Finger der rechten Hand in die linke Westentasche und fuhr fort:

„Sinnen Sie nach, Aurorchen, sein Sie für mich Aurora, die Göttin der Morgenröthe, welche die Sonne ‚Laura' mir verkündet! Guter Witz, nicht wahr? Aurora, Göttin der Morgenröthe!"

Die Zofe, welche bei der Handbewegung Elkan's darauf gerechnet hatte, daß etwas Reelleres folgen werde, als ein Witz, der auf sie — leider müssen wir es gestehen — gar keinen Eindruck machte, schwenkte den Abstäuber einige Male in der Hand und sagte dann: „Nein, warten können Sie hier nicht, Herr Elkan; leben Sie wohl, ich glaubte, Sie hätten mir noch Etwas zu sagen, sonst würde ich mich gar nicht so lange aufgehalten haben, denn ich muß des Fräuleins Zimmer aufräumen."

Aurora drehte sich um und überließ es Herrn Elkan, unbegleitet die Ausgangsthüre zu erreichen, während sie die Thür von dem vorderen Zimmer öffnete. Helles Sonnenlicht fiel durch die Fensterreihe des schönen Gemaches bis in das Entrée. Elkan warf einen Blick hinein, und ehe die Zofe

die Thür des Zimmers schließen konnte, war er neben ihr und trat ebenfalls ein.

„Aurorchen, ich muß wenigstens ihr Bild sehen, welches dort über dem Sopha hängt, wenn ich sie selbst nicht erblicken soll. Gott, wie reizend, wie bezaubernd ist das Porträt, und doch kein Vergleich mit ihrer himmlischen Grazie und Schalkhaftigkeit!" Herr Elkan seufzte tief und verdrehte gar schrecklich die Augen. „Wo sitzt die Holde gewöhnlich?" fragte er nach einer Pause.

„Hier, vor dem Fensterspiegel, Herr Elkan!" erwiederte Aurora, welche trotz ihres Aergers über die Ekstase des alten Stutzers lachen mußte.

Mit einem Satze war Elkan auf dem Fenstertritt und setzte sich auf den bezeichneten Stuhl; dann sah er in den Spiegel, welcher beide Seiten der Landstraße in einem bewegten Bilde wiedergab.

„Großer Gott, dort kommt Lenz, ich muß ihm winken!" Elkan öffnete das Fenster, streckte die Arme mit den wunderlichsten Geberden heraus und räusperte sich so stark, daß dunkle Röthe sein bleiches Gesicht bedeckte. „Er sieht her, ich will ihm zunicken! Guten Morgen, Herr Lenz, guten Morgen!"

Erschöpft lehnte Elkan sich in den Stuhl zurück, aber ein glückseliges Lächeln flog über seine Züge. „Wenn Lenz mich auch bei dem Wagengerassel nicht

verstanden hat, so weiß er doch nun, daß ich hier war und ganz intim bin mit Laura Werthmann. Heute Mittag erfahren es Alle im Hause," lispelte er vor sich hin.

Ein kurzer, heftiger Klingelruf lenkte die Aufmerksamkeit der Zofe von Herrn Elkan ab — dessen Gebahren sie mit wachsendem Erstaunen betrachtet hatte — und hieß sie ungesäumt nach der Entréethür eilen.

„Wer ist der Hampelmann an dem Mittelfenster des Vorderzimmers, Aurora?" fragte Baron von Alten-Roßla im Eintreten.

„Ein ältlicher Herr, welcher in das Fräulein ganz vernarrt ist, Herr Baron! Ich sagte ihm, das Fräulein sei nicht zu Hause, er wollte aber wenigstens ihr Bild sehen; ich fürchte, er verliert noch den Verstand!"

„Ist das Fräulein ausgegangen, oder ließ sie nur vor dem Narren sich verleugnen?"

„Das Fräulein ist in der That nicht zu Hause und läßt den Herrn Baron ersuchen, sie hier zu erwarten. Soll ich Herrn Elkan fortschicken, Herr Baron?"

„Das werde ich selbst besorgen! Passen Sie auf, Aurora, und geben Sie mir durch das Oeffnen der Saalthüre ein Zeichen, wenn das Fräulein sich der Villa nähert," sagte der Baron in dem

kurzen Ton, in welchem Vornehme oft ihre Befehle ertheilen.

„Vielleicht vertreibt mir der Narr die Zeit, bis Laura zurückkommt," dachte der Baron und trat in das Zimmer.

Wie er die Thür öffnete, wie er vorwärts schritt, wie er leicht und nachlässig Herrn Elkan grüßte, so etwas Vollkommenes an Eleganz und vornehmem Anstand glaubte dieser noch nie erblickt zu haben. Er begab sich sofort auf seinen stelzenartigen Beinen bis in die Mitte des Gemaches und erwiederte — sich tief verneigend — den Gruß des Nähertretenden, der ihn fragend fixirte.

„Mein Name ist Elkan!" Der Kavalier verbeugte sich noch graziöser als zuvor, allein er schwieg.

„Mit wem habe ich die Ehre?" lispelte Elkan.

Der junge Mann zog ein reizendes Täschchen hervor, nahm daraus eine wundervoll geglättete, mit einem Wappen gezierte Visitenkarte und reichte sie mit unwiderstehlichem Lächeln dem Fragenden hin. „Baron Kurt von Alten-Roßla", las Elkan und machte eine Bewegung, als wolle er die Karte in seine Westentasche stecken.

„Sind Sie informirt, Herr Elkan, so erbitte ich mir die Karte zurück!" sagte der Baron, welcher kein Auge von Elkan gelassen.

„Sie erwarten wohl hier Fräulein Werthmann,“ fuhr er fort, „wollen Sie dann nicht Platz nehmen gleich mir?“

Bei diesen Worten setzte sich der junge Mann auf einen Sessel, der in der Fensterbrüstung stand und kreuzte die Beine übereinander. Was würde Elkan darum gegeben haben, wenn er sich ebenso hätte hinsetzen dürfen! Mit einer tiefen Verbeugung nahm er auf einem Stuhl dem Baron gegenüber Platz. Warum sollte er aber nicht die Beine kreuzen können wie sein vis-à-vis? Es wurmte ihn, es zuckte schon in dem einen Bein, als wolle es rebellisch seine Lage verändern und sich über das andere legen, aber ein Angstgefühl über die Vermessenheit seines Bewegungsapparats überfiel den sonst nicht bescheidenen Mann, und er preßte um so stärker den aufrührerischen Theil seines Körpers an den schützenden Fuß des Polsterstuhles.

„Sie sind aus Spanien gebürtig, Herr Elkan?“ fragte ruhig der Baron, welchem keine Veränderung in den Zügen Elkan's entgangen war, und welcher den alten Stutzer mit jener Miene der Ueberlegenheit betrachtete, mit der die Schlange auf das Vögelchen sieht, das ein Blick von ihr matt legen kann.

„Warum aus Spanien, Herr Baron?“ entgegnete Elkan voll Befremden, „komme ich Ihnen spanisch vor?“

„Ich schließe das aus Ihrem Namen und aus Ihrem ruhigen, maßvollen Benehmen, Herr Elkan."

„Aus meinem Namen, Herr Baron! Wir stammen aus Pinneberg, mein Vater war dort Lotterie-Kollekteur; zweimal sind die hunderttausend Thaler in unsere Kollekte gefallen. Meine Eltern sind dann in die Residenz gezogen und haben uns was lernen lassen."

„Und ich glaube doch, daß Ihre Vorfahren aus Spanien stammen," erwiederte mit unerschütterlichem Ernst der Baron. „Sehen Sie, ein El Cano war es, der am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zuerst die Erde umschiffte; der König von Spanien gab ihm den Ritterschlag und El Cano erhielt in seinem Wappen eine Erdkugel mit der lateinischen Inschrift: ‚Ich umschiffte sie zuerst!' Elkan ist unstreitbar das spanische El Cano, und ich an Ihrer Stelle ginge sofort nach Pinneberg, durchstöberte die Familienpapiere, schlängelte mich nach Spanien und reklamirte den Adel."

Sprach der Baron im Ernst? Elkan wollte eben etwas entgegnen, als Aurora die Saalthüre öffnete und dem Baron dadurch das verabredete Zeichen von Laura's baldiger Ankunft gab.

„Eine Frage erlaube ich mir noch, Herr Elkan: Fräulein Werthmann hat Sie um diese Stunde hierher beschieden?"

„Nein, das nicht — ich kam — ich hoffte —"

„Dann dürfen Sie nicht länger hier bleiben," unterbrach ihn der junge Mann, indem er aufstand, welchem Beispiel Elkan sofort folgte, „Fräulein Werthmann würde das übel aufnehmen."

„Aber — —"

„Soll dieß ‚Aber' eine Verwunderung darüber ausdrücken, daß ich hier zu bleiben gedenke, so vernehmen Sie, daß Familien-Angelegenheiten, Bande der zartesten Art mich zurückhalten. Ich theile Ihnen dieß mit, weil ich Sie bereits als Sennor El Cano betrachte und daher weiß, daß mein Vertrauen nicht deplacirt ist."

„Ich bin so benommen — —"

„Die frische Luft wird Sie stärken, Herr Elkan!" entgegnete der Baron, indem er sich huldvoll verneigte.

Und gleich grausam, wie Figaro und seine Genossen gegen Basilio es waren, komplimentirte er den neuen Spanier zur Thüre hinaus, und überließ es Elkan, in das Chaos widerstrebender Empfindungen, welche auf ihn einstürmten, wiederum Licht und Ordnung zu bringen. —

Dreizehntes Kapitel.

Der Januar zeigte sich mild und sonnig an den Ufern des Leman; in den letzten Tagen des Monats füllten Löwenzahn und Maßlieb, Tausendschön und Himmelsschlüssel den Wiesenplan, und in den Gärten hatten schon viele Gesträuche ihren hellgrünen Blätterschmuck angelegt.

Lady Ashbury machte stets um die Mittagszeit mit Willy und Herrn Bennett eine kurze Ausfahrt; auf der Hälfte des Weges stieg man aus und ging eine Strecke spazieren, während man den Wagen langsam folgen ließ, um ihn bei eintretender Ermüdung des Knaben sogleich besteigen zu können.

Harriet hatte es für ihre Pflicht gehalten, der Gräfin anzuvertrauen, daß die große Besorgniß, mit welcher jeder Schritt Willy's verfolgt werde, auf den Knaben einen entmuthigenden Eindruck gemacht habe. Lady Ashbury beschloß, noch mehr über ihre Mienen und Worte zu wachen und das geliebte Kind — soweit dieß irgend angänglich sei — sich selbst-

ständiger bewegen zu lassen. Eines Vormittags wurde der gewohnte Ausflug wiederum gemacht, und Willy pflückte dabei von einer Wiese, die sich rechts von der Fahrstraße hinzog, einen großen Strauß zierlicher Blumen und Gräser, den er dann voll Freude betrachtete. Nach der Rückkehr in die Villa wollte er ihn in zwei Bouquets für die Mama und Harriet theilen.

Links von dem Wege zog sich ein wellenartiger Streifen Landes hin und Willy's Blick fiel auf ein dichtes Büschel Krokus, das an der Spitze eines kleinen Abhangs blühte. Er bat um die Erlaubniß, es von diesem etwa zwölf Fuß hohen Plateau herabholen zu dürfen. Ein sanft aufsteigender Pfad führte dahin, Lady Ashbury gab daher ohne Bedenken und freundlich lächelnd die nachgesuchte Erlaubniß. Willy nahm geradezu mit einer Triumphatormiene von der kleinen Anhöhe Besitz, zu welcher die Krokus ihn gelockt hatten. Er rief der Gräfin zu, daß hier oben noch andere hübsche Blumen wären, von welchen er ebenfalls zu seinem Strauße pflücken wolle. Die Sache schien ganz ungefährlich und Lady Ashbury ging mit Herrn Bennett einige Male neben dem kleinen Hügel auf und nieder, und hörte voll Antheil einem Berichte zu, den der junge Mann aus dem Schreiben eines Missionärs entnommen. Derselbe

hatte ein Jahr in Lappland zugebracht und schilderte den Eintritt des Winters in jenen Breiten, wo die Sonne im September untergeht, um erst nach neun Monaten wieder das Firmament mit Glanz und Licht zu erfüllen. „An dem letzten Tage ihres Verweilens am Himmel," erzählte Bennett, „versammeln sich sämmtliche Bewohner einer Ortschaft — die Kinder voran, die Uebrigen ihrem Alter nach geordnet — auf einem Berge, um von der Scheidenden Abschied zu nehmen. Klagegesänge ertönen, und Gebet begleitet das feierliche Hinabsinken des Himmelskörpers. Aus den Augen der Greise und Kranken fließen Thränen, denn für sie gibt es wohl kaum mehr ein Wiedersehen des erwärmenden, belebenden Gestirnes! Gespannt hängen alle Blicke an dem goldigen Licht, dessen wohlthuenden Strahl Jeder noch einmal in sich aufnehmen möchte.

Nun ist sie gesunken, die Herrliche! Es wird Nacht! Ein scharfer Wind, dem bald Schneegestöber folgt, zeigt an, daß der Winter unaufhaltsam hereinbricht auf die bis dahin grünende Flur. Die Sommerzelte werden entfernt, und das Leben in den unterirdischen Höhlen beginnt, wo nun während neun langer Monate nie die Lampe, fast niemals das Herdfeuer erlischt."

Ein leiser Aufschrei unterbrach Bennett's Er-

zählung. Erschreckt blickten die Gräfin und ihr Begleiter zu der kleinen Anhöhe auf, Willy war nicht mehr zu sehen! Der Knabe hatte an der Nordseite des Hügels noch einige Blumen gesucht und war hier — wo die Sonne das Erdreich nicht so schnell getrocknet — auf dem schlammigen Boden ausgeglitten und den Abhang hinunter in einen Graben gerollt. Als Bennett, der schnell um den Hügel gelaufen, dort ankam, arbeitete Willy sich bereits aus dem kalten Bade empor. Er hatte sich nicht beschädigt, war aber vollständig durchnäßt. Lady Ashbury, die unmittelbar nach Bennett erschien, bewahrte — obwohl auf's Höchste erschreckt — die volle Ruhe und Besonnenheit. Sie winkte den Wagen und die Dienerschaft herbei, trocknete und reinigte mit einem Tuche, das Bennett darreichte, das Gesicht und den Kopf des Knaben und improvisirte aus einem dunkelrothen Foulard schnell eine phrygische Mütze für Willy. Unterdessen zog Bennett dem Knaben die nassen Oberkleider ab und hüllte ihn in die mitgenommenen Reisedecken von gelb und schwarz getigertem Plüsch. Der Kutscher erhielt dann den Befehl, nach Hause zu eilen, so schnell als die Pferde zu laufen vermochten. Im Wagen wurden noch die nassen Strümpfe und Stiefelchen abgezogen und die Füße in Lady Ashbury's dunkelgrünen Plaid gesteckt. Angst und

Besorgniß erfüllten das Herz der Mutter über die muthmaßlich eintretenden Folgen dieser schweren Erkältung des Knaben, dennoch vermochte sie es, über die vorgenommene Maskerade und gar seltsame Farbenzusammenstellung seines Anzuges mit ihm zu scherzen. Der Wagen flog über die Landstraße dahin, und doch schien er für Lady Ashbury nur schneckenartig sich fortzubewegen. Endlich, endlich war die Villa erreicht; man konnte Willy in ein erwärmtes Bett legen und von dem schnell herbeigeholten Arzt vernehmen, welche Mittel anzuwenden wären, um etwaiger Gefahr für die Gesundheit des Kindes vorzubeugen. Fast schien es, als ob die Angst des Mutterherzens eine unbegründete gewesen sei; Willy war in den nächsten Tagen nur wenig bleicher als sonst und ging seinen gewohnten Beschäftigungen nach. Am dritten Tage aber stellte sich ein Schüttelfrost ein, dem Fieberhitze und alle Anzeichen einer drohenden tückischen Krankheit folgten. Bald war es gewiß, daß Tod und Leben hier mit einander ringen müßten. Wer schließlich Sieger in diesem Kampfe bleiben würde? Ein Geheimniß der Gottheit war es, ob der schwache Lebensfunke, welcher in dem bleichen, blutarmen Knaben schlummerte, der Gewalt des immer heftiger auftretenden Fiebers werde widerstehen können! Lady Ashbury hatte die volle

Wahrheit über den Zustand des Knaben zu hören verlangt. „Ich habe mehr Kraft, wenn ich das Schlimmste weiß, und mein Geist nicht von trügerischen Bildern abgelenkt wird," sagte sie in ihrer energischen Weise.

Man mußte ihr willfahren und sie erfuhr, daß nur ein ganz schwacher Hoffnungsschimmer für das Leben des Kindes noch leuchte. Allein er reichte hin, jede Faser ihres Wesens anzuspannen, sie in unermüdeter Sorge und Pflege viele Tage und Nächte aufrecht zu erhalten. Vergebens hatte die tiefbetrübte Harriet gebeten, Lady Ashbury einmal in den Nachtstunden an dem Bette des geliebten Knaben ablösen zu dürfen. Auch die brave Aird ließ der Gräfin ihr Beileid aussprechen und erbot sich zu jeder Dienstleistung für das sanfte Kind, dem Jeder gut sein mußte. Lady Ashbury lehnte dankend jeden Beistand ab; nicht eher, bis sie ihre Geistes- und Körperkräfte schwinden sähe, wollte sie von ihrem Posten weichen, wenn möglich ausharren bis an's Ende! Gedanken über Gedanken zogen durch ihre Seele, wenn sie an dem Bette des Knaben saß, der entweder mit offenen Augen — in einem Schlaftaumel — scheinbar bewußtlos vor sich hinstarrte, oder in wirren Phantasieen durcheinander mischte, was seinen jungen Geist bewegt hatte.

Bald waren es die dahingeschiedenen Brüder,

mit welchen er spielte, bald lockten ihn die Engel auf einen hohen, mit wunderbar schönen Blumen geschmückten Berg, dann kam wieder die Nymphe Ganga, welche Lebenswasser für ihn schöpfte und seine Stirn mit dem erquickenden Naß jetzt kühlte. Ach, es waren die Thränen der über ihn gebeugten Mutter, welche in kurzen Zwischenpausen sich zu überzeugen strebte, ob sein Athem noch so schnell gehe, sein Gesicht so fieberhaft glühe und brenne! Wie oft mußte sie der jammernden Greise im hohen Norden gedenken, die von der Sonne den letzten Abschied nehmen! Auch für sie schien ja die Lebenssonne bald zu schwinden und dunkle Nacht sich über ihr Geschick zu lagern. Nie war es Lady Ashbury mit so erschreckender Klarheit vor die Seele getreten, wie locker und nichtsbedeutend das Band sei, welches sie mit dem Gemahl vereinte.

Da sank Willy nach schwer durchkämpften Tagen und Nächten um die Mittagszeit in einen sanften Schlummer; seine Züge verloren das fieberhafte Aussehen, der Athem ging regelmäßig und leise. War dieß ein gutes Zeichen, oder bedeutete es das friedliche Eingehen zur ewigen Ruhe? Zehn bange Stunden vergingen und keine Aenderung trat in dem Zustande des Kranken ein. Die Spannung, mit welcher die Gräfin der endlichen Entscheidung entgegensah, war selbst für ihre oft erprobte Kraft zu

gewaltig. Gebrochen wendete sie ihre Gedanken dahin, wo wir Alle um Hülfe flehen in unserer tiefsten Noth. Schon hoben sich ihre Hände in heißem Ringen, doch zagend ließ sie dieselben wieder sinken!

„Es ist vergeblich!“ murmelte sie leise vor sich hin. Aber dort in jenem Gemach war Eine, deren Gebet sicherlich zum Throne des Höchsten dringen würde, Eine, die — wenn es Hülfe gab — für Willy sie erbitten könnte! — Harriet, die fast stündlich nach dem Ergehen des theuern Knaben gefragt, hatte gleich Lady Ashbury seinen jetzigen Zustand als einen Wendepunkt der Krankheit aufgefaßt. Beide Frauen waren übereingekommen, daß die Verbindungsthür zwischen ihren Zimmern nur angelehnt bliebe, damit Harriet zu jeder Zeit sie geräuschlos öffnen und durch eine Handbewegung der Gräfin erfahren könne, wie es um Willy stehe. Als nach Mitternacht Harriet's schöne Gestalt in der Thürbrüstung erschien, erhob sich Lady Ashbury vom Bette des Knaben, ergriff Harriet's Hand und zog das Mädchen in das Nebenzimmer. Harriet erschrak über die verstörten Züge der Gräfin und noch mehr über ihre nächsten Worte.

„O Harriet,“ flüsterte sie mit bebender Stimme, „Dein Herz ist rein, Dein Gemüth lauter wie

Gold, bete, flehe, daß dieser fürchterliche Kampf ein Ende nehme und Willy mir erhalten bleibt!"

„Mylady, alle meine Gedanken in diesen Tagen sind ein einzig Gebet gewesen! Gott wird das Flehen Ihres Mutterherzens erhören!"

„Nein, mich erhört er nicht!" rief Lady Ashbury abwehrend, indem sie Harriet's Hand krampfhaft drückte, „ich war ein gar seltener Gast in seinem Tempel! Kind, Du ahnst nicht, wie Schweres, Entsetzliches schon durch meine Seele gezogen ist. Aber Du darfst flehen, und Du mußt es thun! Erbarme Dich und bete für Willy und mich!"

Ehe Harriet noch etwas auf diese herzerschütternden Worte entgegnen konnte, war Lady Ashbury wieder an das Bett ihres Kindes geeilt.

Vierzehntes Kapitel.

Der Knabe war gerettet! Ein sanfter, viele Stunden andauernder Schlaf, der sich auch in den nächsten Tagen auf Willy herabsenkte, hatte die Macht des bösen Fiebers gebrochen und die Aerzte erklärten das Kind außer Gefahr. Auch Lady Ashbury blickte wieder stolz und ruhig, ja ihre Züge gewannen, als Willy sich langsam kräftigte, einen Ausdruck freudigen Triumphes, der viele Jahre daraus verbannt gewesen war. Nun der Knabe diese schwere Krankheit glücklich durchgekämpft, durfte die Mutter wohl sich der Hoffnung hingeben, ihn zu einem blühenden jungen Manne erstarken zu sehen. Alle Ehren und Würden, welche sie einst dem Gemahl und den älteren Söhnen zugedacht, sie rankten sich in ihrem Geiste zu einem reichen Kranz, der Willy's Haupt künftig schmücken sollte. Wie begabt, wie kindlich liebenswürdig, wie schön war dieser Knabe, der Träger

eines der erlauchtesten Namen, der Erbe fürstlicher Besitzungen!

Harriet wußte in feiner Art, je weiter die Genesung des Knaben vorschritt, sich von dessen Mutter wieder allmälig zurückzuziehen. Je berechtigter ihr Selbstgefühl war, um so ferner lag ihr der Gedanke, aus Momenten höchster Exaltation eine innigere Verbindung zwischen der Gräfin und sich herleiten zu wollen. Die Schranken, welche hohe Geburt und gesellschaftliche Stellung zwischen ihnen aufgerichtet, meinte sie ruhig fortbestehen zu lassen. Mit einem aus Erstaunen und Beschämung gemischten Empfinden sah Lady Ashbury auf dieß junge Mädchen, das so sicher und voll Feinheit ihr beiderseitiges Verhalten zu regeln verstand. Sie fühlte sich zu Harriet hingezogen und hätte sie gern durch Freundlichkeit noch mehr an sich gefesselt, allein der Gräfin hellem Verstand leuchtete ein, daß nach ihrem Auftreten in jener Nacht sie nichts Halbes hier bieten dürfe. Wer ein so seltenes Wesen in Wahrheit gewinnen wollte, der mußte in aufrichtiger Freundschaft sich ihm nahen, die unbedingte Gleichberechtigung ihm zugestehen, und dazu konnte die stolze Gräfin sich nicht entschließen. Jedes Begegnen mit Harriet wurde ihr jetzt peinvoll, und doch verlangte Willy so oft und dringend sie zu sehen! Ihre Gegenwart wirkte

geradezu erquickend auf ihn, und Lady Ashbury mußte häufig das Mädchen bitten, ihrem Knaben zu willfahren und ihr lieber Gast zu sein.

Bald würde diese Verlegenheit ihr erspart werden — so glaubte sie — denn man sah täglich der Ankunft von Lord Ashbury entgegen, der schon früher die Absicht ausgesprochen hatte — sobald die wichtigsten Vorlagen der Session erledigt wären — mit seiner Familie einige Wochen in der Villa zu verleben. Ein Wunsch, welcher durch Willy's lebensgefährliches Erkranken und dessen Wiedergenesung nur an Stärke hatte gewinnen können. Die Freude, den Vater wiederzusehen, der auch ein ausgesprochenes Talent dafür besaß, den Knaben angenehm zu beschäftigen, mußte natürlich bei Willy das Verlangen nach anderer Gesellschaft bedeutend verringern.

Harriet saß eines Tages neben Lady Ashbury in dem Balkonzimmer und erwartete Willy, der in dem Nebengemach einen neuen Anzug anprobiren sollte, mit welchem die Gräfin ihn zu seiner ersten Ausfahrt überrascht hatte. Da trat der Diener ein und überreichte der Lady einen Brief, welcher soeben durch einen Expressen bestellt worden war.

„Von meinem Gemahl! sicherlich theilt er uns den Tag seiner Ankunft mit!“ rief die Gräfin, als sie das Couvert betrachtete, und wollte dann

artig den Brief zur Seite legen, bis Willy in das Zimmer gekommen sei und Harriet sich mit ihm beschäftigen könne.

Das Mädchen bat freundlich, sich durch ihre Anwesenheit nicht stören zu lassen und ging zu einem Tische, um Zeitschriften, Photographieen und Kupferstiche — welche dort ausgelegt waren — in Augenschein zu nehmen. Die Nachrichten, welche Lady Ashbury empfing, mußten wenig angenehmer Art sein, denn ihr Gesicht erglühte, und sie sagte in leidenschaftlicher Erregung, nachdem sie flüchtig den Brief gelesen hatte: „Mein Gemahl ist leider verhindert, nach dem Continent abzureisen. Er schreibt mir, daß in Ashbury-Castle ein Abenteurer, ein Betrüger aufgetaucht sei, der bei Pächtern und Dienstleuten Nachforschungen halte und wahrscheinlich mit dem Plan umgehe, sich für einen längst verstorbenen Neffen Mylords auszugeben. Mein Gemahl hat es für geboten erachtet, von London sofort nach unsern Besitzungen aufzubrechen, um Bestechungen und ähnliche Gaunerstückchen zu verhindern. Mit Geld und durch die Hülfe gewissenloser Advokaten sind trauriger Weise schon oft derartige Intriguen in Szene gesetzt worden, die stets auf einen großartigen Erpressungsversuch hinauslaufen. Nun, denkt Mylord wie ich — woran nicht zu zweifeln ist — so soll der saubere Herr

sich in seiner Rechnung wohl getäuscht finden.“
Harriet konnte natürlich keine Ahnung davon haben, in wieweit das Erscheinen eines solchen Prätendenten die Stellung und die Besitzthümer von Lord Ashbury zu erschüttern vermöchte, sie sprach daher nur ihr Bedauern darüber aus, daß der Lady und Willy's Hoffnungen auf die Ankunft Mylords so arg getäuscht worden wären.

Kaum hatte sie ihre Worte vollendet, als der Diener wiederum eintrat, um zu melden, daß Frau Aird dringend wünsche, Miß Fenton zu sprechen, da sie Briefe von Wichtigkeit erhalten habe.

Harriet fand zu ihrem Erstaunen die mütterliche Freundin in fast ebenso großer Aufregung, als Lady Ashbury ihr erschienen war.

Nur mußte es eine frohe Kunde sein, welche die Veränderung in Frau Aird's Mienen und den Glanz ihrer jetzt strahlenden Augen hervorgerufen hatte.

„Nachrichten von Robert aus Edinburg!“ rief sie dem Mädchen zu und überreichte ihr einen Brief.

„Robert in Schottland! Darum haben wir auch so lange nichts von ihm gehört; sicherlich hat ihn ein großartiges Geschäftsunternehmen, und ein glückliches, wie ich aus Ihren frohbewegten Zügen schließen muß, dahin geführt.“

„Kind, lies selbst, ich lasse Dich allein! Der

an Dich gerichtete Brief ist unter meiner Adresse eingegangen, und Robert, der mir nur wenige Thatsachen kurz mittheilt, schreibt, daß ich alles Nähere durch Dich erfahren werde."

Frau Aird drückte Harriet fest an ihr Herz und hielt sie eine Weile umschlungen, dann ging die brave Frau, indem Thränen — bei ihr ein seltenes Zeichen tiefer Rührung — über die Wangen flossen, schnell aus dem Zimmer.

Ganz Ungeahntes, für sie Alle Bedeutungsvolles mußte vorgefallen sein, und Harriet erbrach sanft erbebend, als ob sie vor einem Wendepunkte auch ihres Lebens stehe, den inhaltreichen, viele Seiten umfassenden Brief.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Mädchen las:

„Harriet, theure Harriet, meine Heimat ist gefunden, wenn nicht alle Zeichen trügen! Und diese Heimat — wie freut mich das — ist auch Dein Heimatland! Mir ist zu Muth, als habe ich erst jetzt Wurzel in der Welt gefaßt, und tausend neue glückliche Empfindungen strömen mir aus der Berührung mit dem Mutterboden zu! Laß Dir erzählen, wie Alles sich zugetragen hat: Vor wenigen Wochen trat ein Herr aus Schottland — Mr. Gilpers — in mein Comptoir, um eine Anweisung auf unser Haus zu überreichen. Als er die ihm hingezählten Banknoten in seine Brieftasche steckte, sah ich durch Zufall — nein, wir wollen eine höhere Fügung in Allem, was nun folgt, annehmen — daß seine Hemdknöpfe aus demselben Stein geformt waren, wie die geschnittenen Perlen, welche ich in meiner Kindheit getragen hatte. Ich bat den Herrn, sie näher betrachten zu dürfen und

fragte dann, welchen Namen dieser Stein habe und ob er von Werth sei.

„‚Es ist ein Stein, den man früher häufig im Grampiangebirge fand, der jedoch in den letzten hundert Jahren sehr selten vorgekommen ist; Männer und Frauen in Schottland haben ihn stets gern als Schmuck benutzt,‘ lautete die Antwort.

„Ein Wort gab das andere; ich bat Mr. Gilpers, mir in ein Nebenzimmer zu folgen und holte mein Armband, das noch in jenes Stück grün, schwarz und roth gewürfelten Wollenstoffs gehüllt war, das Du kennst. Des Schotten Augen leuchteten, als er den Stoff erblickte *).

„‚Wie kommen Sie, Sir, zu diesem Tartan? Das sind ja die Farben des Clan Harley! Ich

---

*) Jeder Clan hatte oder hat seinen eigenen Tartan (schottisches gewürfeltes Wollenzeug), in welchem gewöhnlich eine Grundfarbe vorherrscht, durch welche sich andere Farbenstreifen durchziehen. Und das ist eben das Interessante an diesem Gewebe, daß jeder Faden ebenso läuft, wie er vor Jahrhunderten lief, und daß die Leute ohne Zweifel jeder Farbe eine gewisse Deutung unterlegten, oder wenigstens ihr durch Gewohnheit so zugethan wurden, daß diese oder jene Farbenmischung sich mit ihrer ganzen Stammexistenz und ihrem Stammpatriotismus innig verwebte. Man hat mir Beispiele erzählt, daß Schotten beim bloßen Anblicke ihrer Tartanfarben von tiefem Heimweh ergriffen wurden.

J. G. Kohl, Reisen in Schottland.

gehöre zum Clan Dünbar und seit uralten Zeiten haben diese beiden Clans in Leid und Freud' zusammengestanden.'

„Die Sprache des Schotten zeugte von so ungeheuchelter Theilnahme, daß ich ihm mittheilte, was ich über mein Leben und meine Herkunft erfahren. Aufmerksam betrachtete er die innere Seite des Schlosses an dem Armband und sagte dann: ‚Man müßte versuchen, diese Inschrift hier zu entziffern; ich besitze ein vortreffliches Mikroskop, das beste vielleicht, welches in England gefertigt worden ist; wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir damit weiter forschen.'

„Der ganz aufgeregte Mann — denn die Schotten sind lebhafteren Temperaments als ihre englischen Brüder — kam bald mit dem Mikroskop zurück und mit Hülfe dieses ausgezeichneten Instruments gelang es uns, die Züge von Buchstaben zu verfolgen, die endlich den Namen: John Harley bildeten.

„Wie durchzuckte es mich, Harriet, als ich diesen Namen sah! War ich in der That ein Nachkomme jenes alten, hochgeehrten Geschlechtes? oder ihm nahestehend und befreundet? Mein neuer Freund — denn so muß ich den Schotten nennen — machte noch eine wichtige Entdeckung: neben der kranzartigen Verzierung auf der äußeren Seite

des Schlosses fand er mit dem Mikroskop den Stempel eines Goldschmieds. ‚So zeichnet Edward Nickol in Edinburg seine Arbeiten; unzählige Male habe ich diese verschlungenen Buchstaben E. N. auf Schmuck- und Silbersachen gesehen.‘

„‚Aber dieß Armband muß schon sehr alt sein, sonst könnten die Schriftzüge nicht so vermischt erscheinen,‘ wandte ich ein.

„‚Die Firma Edward Nickol besteht seit mehr als zweihundert Jahren, ist vom Vater stets auf den Sohn übergegangen und in gleicher Reellität fortgeführt worden.‘

„‚Vielleicht wäre von dem Goldschmied etwas Näheres über den früheren Eigenthümer dieses Armbandes zu erfahren; der Name John Harley bietet doch einen Anhalt, um fernere Erkundigungen vorzunehmen,‘ sagte ich.

„Mr. Gilpers bestärkte mich in dem Vorsatz, so schnell als möglich nach Edinburg aufzubrechen und hatte dabei die Güte, das treffliche Mikroskop mir zur Disposition zu stellen. Ich ordnete in einer unbeschreiblichen Aufregung meine Geschäftsangelegenheiten, sagte dem Personal, daß Familienverhältnisse eine Reise nach England nothwendig machten und schiffte mich auf dem Dampfer Halifax ein. O Harriet, wie oft mußte ich während der Tage un-

ſerer Ueberfahrt jener Zeiten gedenken, in welchen ich Dir mit kühner Phantaſie von Entdeckungsreiſen erzählte, deren Held zu ſein ich mir im Stillen vorſtellte! Wie in jedem Samenkorn gleichſam ein Bild verborgen ruht, dem es zuſtrebt, nach dem es ſich entfaltet, ſo hatte in mir die nie getilgte Sehnſucht geſchlummert, ein Hohes, Beſeligendes zu finden: Heimat, Elternliebe! Wenn Verſuchungen an mich herantraten, die Theuern, Ungekannten, ſie ſchützten mich: ich vermochte zu überwinden, weil ich ihrer werth bleiben, erhobenen Hauptes dereinſt vor ſie treten wollte.

„In England angekommen, durchflog ich Städte und Ortſchaften, um erſt in Edinburg, der wunderbar herrlichen Stadt, zu raſten. Was mich ſonſt vor Allem intereſſirt hätte: die Spuren tauſendjähriger Kultur, die Pracht landſchaftlicher Szenerie zu bewundern, es trat in den Hintergrund vor dem einen mächtigen Gedanken, der in mir lebte und arbeitete.

„Mein erſter Gang war zu dem Goldſchmied. Ich zeigte dem jetzigen Inhaber des Geſchäftes mein Armband, ließ ihn durch das Glas ſeinen Namenszug und den Namen John Harley ſehen und ſagte, daß mir viel daran gelegen ſei, zu erfahren, für wen man dieß Armband einſt angefertigt habe. Mr. Nickol, ein Mann von ungefähr fünfzig Jah-

ren, betrachtete längere Zeit prüfend das Schloß und erklärte dann, daß es zwar unzweifelhaft aus seiner Werkstatt hervorgegangen, aber niemals in seinen Händen gewesen sei.

„‚Die Familie Harley,‘ fuhr er fort, ‚ist längst im Mannesstamme ausgestorben, und die Güter sind an einen entfernten Verwandten in England gefallen, der sie durch einen Oberinspektor verwalten läßt. In Glenmore, dem Stammschlosse der Harleys, lebt noch die Wittwe des zuletzt hier residirenden Barons, eine Matrone von siebenzig Jahren. Ihr sonst so heller Geist — ich hatte in früheren Jahren oft Gelegenheit, sie in unseren Geschäftsräumen zu bedienen — ist durch schnell auf einander folgende Unglücksfälle leider getrübt worden.‘

„Da Herr Nickol sah, mit welchem Interesse ich seinen Mittheilungen folgte, so rieth er mir, falls ich Näheres über die Familie Harley zu hören wünsche, mich an Mr. Cutts, einen Advokaten zu wenden, der seit langen Jahren deren Geschäftsführer gewesen sei und auch mit dem jetzigen Besitzer von Glenmore in Verbindung stehe. Wenn irgend Jemand mir Auskunft über Angelegenheiten geben könne, welche die Familie Harley beträfen, so wäre es dieser Mann.

„Mit freundlichem Danke trennte ich mich von

Mr. Nickol und kaufte noch einen Damenring, mit demselben Stein geschmückt, aus dem meine Armbänder geformt sind. In Mr. Cutts fand ich einen grämlichen alten Herrn, der, als ich mein Anliegen vortrug, mich über den Stammbaum und die Familienverhältnisse der Harley's zu unterrichten, an großer Gedächtnißschwäche zu leiden schien. Ich legte eine Zwanzigpfundnote vor ihn hin und sagte, daß es sich darum handle, ein Geheimniß aufzuklären, und daß ich sehr dankbar für jede geleistete Unterstützung sein würde. Das Mittel half. Mr. Cutts ließ von einem seiner Schreiber mehrere Aktenstücke von einem Repositorium herunterlangen, versprach dieselben durchzusehen und hieß mich am Abend desselben Tages wieder vorsprechen. Bei meinem zweiten Besuche erfuhr ich dann: Vor hundert Jahren lebte in Glenmore Baron Ralph Harley, der zwei Söhne, Edward und John, hinterließ. Edward hatte nur einen Sohn, John nur eine Tochter — die noch lebende Lady Esther Harley — welche sich mit einander vermählten. Innige Zuneigung schloß hier ein Herzensbündniß, das viele Jahre in ununterbrochenem Glücke währte. Lady Harley verlor ihren Gatten durch einen wahrhaft schrecklichen Unfall. Der Lord hatte auf seinem in altgothischem Styl erbauten Schlosse einen Thurm, der bereits schad-

haft geworden war, neu aufführen, erhöhen und auf der Spitze desselben eine kleine Galerie anbringen lassen, von welcher eine großartige Aussicht über üppige Waldungen, den Meeresspiegel und das in unvergleichlicher Schönheit thronende Edinburg sich eröffnen mußte. Lord Harley erstieg — ungeduldig, an seiner neuen Schöpfung sich zu erfreuen — die Wendeltreppe, welche zu der Galerie führte, ehe noch das Geländer um dieselbe vollständig befestigt worden war. Der sonst durchaus schwindelfreie Herr fühlte, als er oben stand — vielleicht weil sein Blut durch das schnelle Steigen in Wallung gerathen war — wie die Landschaft sich vor seinen Augen wellenartig hob und senkte, und er griff nach dem Geländer, um sich zu stützen und seine Erregung zu bemeistern. Unter der Last dieses kräftigen Körpers gaben die Eisenstäbe nach und Lord Harley stürzte mit zerschmettertem Schädel auf den Schloßhof hinab. Seine Gemahlin, welche ihm auf die Galerie gefolgt und Zeuge des erschütternden Vorfalls gewesen war, überließ sich dem leidenschaftlichsten Schmerz, und doch sollte dieß tragische Ereigniß nur der Vorläufer gleich düsterer Schicksalsschläge sein: Der älteste Sohn — nun der Erbe einer der schönsten Begüterungen — fiel in Indien bei einem Aufstande der Seapoys, und der jüngere

wurde bei einem Zweikampfe, in den er aus Liebe zu einer edeln Dame gerieth, so gefährlich verwundet, daß er nach einem langen Krankenlager seinem Vater und Bruder in's Jenseits folgte.

„Die einzige Tochter der Lady Harley, ein reizendes Mädchen, welche man weit im Lande umher ‚die Rose von Glenmore' nannte, hatte sich zwei Jahre vor ihres Vaters Tode mit Lord Vernon, dem ältesten Sohne des Grafen Ashbury, vermählt. Kaum war das Glück dieser Ehe durch die Geburt eines Sohnes gekrönt worden, als die im Vaterhause nun schnell auf einander folgenden Trauerfälle die Gesundheit der zarten Frau untergruben.

„Man fürchtete ein Brustleiden und Graf Ashbury — auch in dieser Familie war der Vater nach kurzem Kranksein hinweggerafft worden — sendete die Gattin mit dem kaum dreijährigen Knaben zu einem Winteraufenthalt nach Madeira. Das Schiff, welches sie im Frühjahr in die Heimat zurückführen sollte, ging bei einem furchtbaren Sturm mit sämmtlichen Passagieren unter. Nur ein alter Diener der Gräfin, welcher von einem vorbeikommenden Schiffe — wie durch ein Wunder — gerettet wurde, konnte die schreckliche Kunde mit allen ihren Einzelheiten der trostlosen Familie übermitteln. Graf Ashbury folgte wenige Monate

später der heißgeliebten Frau und dem Sohne in ein frühes Grab.

„O, Harriet, was ging durch meine Seele, als ich die letzten Worte vernahm!

„Da tobte es wieder vor meinen Augen, das wüthende Meer, und über mich beugte sich jenes blasse Engelsbild, das für ewig an der Schwelle meines Erinnerns stehen wird. War ‚die Rose von Glenmore‘ meine Mutter?

„‚Wie hieß der Sohn von Lady Ashbury, der mit ihr in den Wellen begraben wurde?‘ fragte ich Mr. Cutts, bebend vor Aufregung.

„‚Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben; seit der Zeit, daß Lady Ann von Glenmore schied, um ihrem Gemahl zu folgen, kommt ihr Name nicht mehr in meinen Akten vor,‘ lautete in geschäftsmäßigem Ausdruck Mr. Cutts' Antwort.

„Glauben Sie, Mr. Cutts, daß es mir gestattet sein würde, Lady Harley in Glenmore — wenn auch nur für wenige Augenblicke — zu sehen und zu sprechen?

„‚Die Dame macht, begleitet von ihrer Kammerfrau, bei mildem, ruhigem Wetter jeden Vormittag einen Spaziergang durch den Park, da müßte sich wohl eine Gelegenheit bieten, sie zu sehen. Ob man sich der Lady behufs einer Unterredung nähern darf, darüber habe ich kein Urtheil.

Sie müßten sich an den Haushofmeister des verstorbenen Lord Harley wenden, der noch die Oberaufsicht im Schlosse Glenmore führt. Man fürchtete, daß der stille Wahnsinn der Lady einen heftigeren Charakter annehmen könnte, wenn man sie aus den altgewohnten Räumen entfernte und unter fremde Menschen versetzte. Darum ließ der jetzige Besitzer von Glenmore — ein lebensfroher steinreicher Mann, der das Unglück gern aus seiner Nähe verbannt — die alte Dame auf dem Familienschlosse weiter residiren, umgeben von einem Rest der ihr lieb gewordenen Dienerschaft. Erst wenn die Augen von Lady Harley sich geschlossen haben, wird der Erbe von Glenmore vollständig von seiner Begüterung Besitz ergreifen.‘

„Mr. Cutts klappte das Aktenstück, aus welchem er mir zuletzt Auskunft ertheilt, langsam zu, wohl ein Zeichen, daß er unsere Unterredung jetzt für beendet hielt. Er hatte Recht! Meine Gedanken weilten schon in Glenmore auf der rührenden Gestalt von Lady Harley — noch durfte ich ihr ja keinen süßeren, heiligeren Namen geben! Ich durchschritt im Geiste schon die Pfade und Plätze, welche die geliebte Mutter einst betreten, die mir nicht nur das Leben gegeben, sondern es noch einmal um den Preis des ihrigen mir erkauft hatte!

Sechzehntes Kapitel.

„Kein Pilger, theure Harriet, hat wohl den heiligen Stätten mit ehrfurchtsvolleren Gefühlen sich genaht, als sie mich auf dem Wege von Edinburg nach dem unfern gelegenen Glenmore beseelten.

„Noch war nichts entschieden über meine Herkunft, aber die tiefe Rührung, welche mich erfüllte und alle Gegenstände in verklärter Gestalt mir erscheinen ließ, war sie nicht dem ‚Glauben‘ vergleichbar, der aus unserer Seele edelstem Ahnen gleichfalls seine Nahrung erhält?

„Immer mußte ich der Worte des Dichters gedenken:

‚Land meiner Väter! welche Menschenhand
Kann jemals lösen das kindliche Band,
Das mich geknüpfet hält an deinen rauhen Strand!‘

„In einem Wirthshause an der Grenze von Glenmore verließ ich den Wagen, der mich hergeführt, befahl dem Kutscher, meine Rückkehr hier

zu erwarten und schritt zu Fuß weiter. Lächele nicht! Es schien mir, als dürfe ich diese Wege nicht wie ein gewöhnlicher Tourist durchstreifen.

„Landleute begegneten mir, große kräftige Gestalten; viele trugen das Nationalkostüm, den Kilt von Tartan, den grauen Plaid um die Schulter geschlagen, dazu die flache Mütze von schwarzem Wollenstoff. Und es waren die Farben des Clan Harley, es war jener roth, grün und schwarz gewürfelte Tartan, in den man einst auch mich gekleidet hatte.

„Auf einer Anhöhe links am Wege erhob sich eine Kapelle, in altgothischem Styl errichtet; ich trat in ein gegenüber liegendes Wohnhaus — welches, zierlich gebaut und sauber gehalten, wahrscheinlich einem wohlhabenden Pächter gehörte — und fragte nach, ob man die Kapelle im Innern besehen dürfe? Sie ist die Begräbnißstätte der Familie Harley und zwanzig Barone jenes alten Geschlechtes ruhen hier aus von des Lebens Mühen und Sorgen. Der Schlüssel zur Kapelle, so antwortete man mir, befinde sich in den Händen von Mr. Brown, dem Haushofmeister im Schlosse zu Glenmore.

„Ich schritt nun weiter und sah bald über die Bäume des Parks jenen Eckthurm des Schlosses hervorragen, der so verhängnißvoll für Lord Harley

geworden. Das Schloß selbst liegt in einer Thalsenkung und man erblickt den Bau in seiner majestätischen Größe erst, wenn man vor dem Eingangsportale steht.

„Das in röthlichem Sandstein aufgeführte Gebände ist früher sicherlich — gleichwie ein Kastell — von einem tiefen Graben umgeben gewesen, über den es sich mit seinen Zinnen und Thürmen imposant erhoben hat. Denn die jetzt vorhandene schmale Terrasse — wohl durch Zuschüttung dieses Grabens entstanden — paßt nicht zu dem Baustyl jener Zeit.

„An die Gitterstäbe des Eingangsthores gelehnt, sah ich eine Weile in den weiten öden Schloßhof hinein; Niemand war zu erblicken, kein Bellen eines Hundes zu hören, nichts regte sich, und die mächtigen Rüstern, Linden und Rothbuchen, welche den Rasenplatz vor dem Schlosse umgaben, streckten ihre kahlen, blattlosen Aeste in stummer Klage zu dem nebelgrauen Himmel empor. Es war ein wunderbar ergreifendes Bild von Verlassenheit und Trauer, wie es uns sonst nur in Träumen erscheint!

„Zu meiner Rechten befand sich eine Glocke, ich läutete bescheiden und nach einer Weile erschien ein Thürhüter, der wohl in einem Seitengebäude seine Wohnung haben mußte, da ich sein Kommen gar nicht bemerkt.

„‚Ich wünsche Mr. Brown zu sprechen,‘ sagte ich dem langsam sich mir Nähernden, als er das Thor geöffnet hatte. Der Mann führte mich nun schweigend und bedächtig zu dem linken Flügel des Schlosses. Wir erstiegen dann eine Freitreppe und gelangten durch eine mit Waffen, Panieren und Fahnen geschmückte Vorhalle in ein von drei großen Bogenfenstern erhelltes Gemach, das mit geschnitzten antiken Möbeln geschmückt war. Es mochte ehedem ein Empfangszimmer gewesen sein; heute loderte, trotz des kalten Februartages kein Feuer in dem hohen Kamin. Mein Führer bat mich, hier Platz zu nehmen, bis Herr Brown, den er sogleich benachrichtigen wolle, bei mir werde erschienen sein.

„Dieser trat bald in das Gemach und flößte mir durch sein einfach-würdiges Benehmen großes Zutrauen ein. Sicherlich gehört er zu jenen alten zuverlässigen Dienern, die nächst erprobten Freunden der größte Segen für eine Familie sind. Ein solch' unermüdeter Gefährte, der alle Leiden und Freuden der Familie kennt, der stets gern bereit ist, die unzähligen Besorgungen und kleinen Dienste zu leisten, aus welchen — in ihrer Gesammtheit — die Summe unseres täglichen Behagens hervorgeht, wer sollte nicht warmen Herzens seinen vollen Werth anerkennen? Befreit er doch mit seiner Mühwaltung unsern Geist von den unerquicklichsten

kleinlichen Sorgen, und gewährt ihm die Muße, großen, edeln Zielen in voller Frische sich zuzuwenden!

„Ich überreichte Herrn Brown meine Karte und sagte, daß ich hierher gekommen sei, um einige Thatsachen zu erforschen, bei welchen auch die Familie Harley in hohem Grade interessirt wäre. Wie leuchtete des Alten Gesicht auf, als er den ihm so theuern Namen hörte! Wir nahmen Platz und ich fragte zuerst, welchen Taufnamen jener Enkel von Lady Harley geführt, der seinen Tod in den Wellen gefunden habe, und wie alt er damals gewesen?

„‚Der junge Herr Robert war drei Jahre alt, als er uns vor beinahe zwanzig Jahren entrissen wurde,‘ lautete die Antwort. Harriet, er hieß Robert! Kaum vermochte ich meiner Bewegung Herr zu werden, als ich fortfuhr: ‚Erinnern Sie, Mr. Brown, sich vielleicht, wessen Eigenthum diese Perlenschnur zuletzt gewesen ist? Sie trägt auf der Innenseite des Schlosses — wie dieses Mikroskop Ihnen zeigen wird — den Namen John Harley!‘ Bei diesen Worten breitete ich meinen Schatz vor ihm aus.

„‚Sir,‘ entgegnete Brown, ‚ich bin hier geboren und seit vierzig Jahren in der Haushaltung des verstorbenen Barons angestellt. Dieß Arm-

band ist ein Erbstück der Familie und Lady Ann hat es oft in ihrer Kindheit getragen. Nun erlauben auch Sie mir eine Frage: Wie kam es in Ihren Besitz?‘

„Ich erklärte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Enkelsohn von Lady Harley gerettet worden sei und ich aus seinen Händen diese Perlenschnur erhalten habe. Dann ersuchte ich ihn, mir zu einer Unterredung mit Lady Harley zu verhelfen, weil ich die Hoffnung hegte, dadurch mehr Licht in dieser Angelegenheit zu erlangen.

„‚Das müßte mit der größten Vorsicht geschehen, denn Lady Harley ist zwar sanft und still und wandelt in einer Art von träumerischem Zustand umher, doch haben die Aerzte erklärt, daß heftige Gemüthsbewegungen ihre Krankheit verschlimmern, ja einen schnellen Tod herbeiführen könnten. Niemals betritt sie — seit dem Tode ihrer Tochter — die oberen Zimmer des Schlosses, aus welchen man das Meer erblicken kann, und in stürmischen Tagen, wo das Brausen der sich brechenden Wogen deutlich im Park vernehmbar ist, verläßt Lady Harley ihr nach dem Walde zu gelegenes Schlafgemach keinen Augenblick. Wir haben uns sorglich davor zu hüten, im Gespräch jene Zeiten zu berühren, in welchen ihre Lieben so gewaltsam ihr entrissen wurden. Fast ausschließlich

beschäftigt Mylady's Erinnerung sich mit den Tagen ihrer glücklichen Kindheit und Jugend! Sie müßten, Sir, das ist meine Ansicht, der Lady sagen, daß Sie dieß Armband gefunden haben, und da es augenscheinlich der Familie Harley angehört, den Wunsch hegten, es der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückzugeben,' schloß der treue Diener seine Auseinandersetzung.

„Ahnte Brown mein Geheimniß? Er ist eine diskrete Natur und stellte keine weitere Frage, aber sein Blick ruhte forschend auf meinen Zügen und meiner Gestalt. Dann entfernte er sich, um zu erfahren, ob Lady Harley mich empfangen wolle.

„Da die Antwort bejahend lautete, wurde ich durch einen langen Korridor zu einem Zimmer am entgegengesetzten Ende des Schlosses geführt. So sollte ich also vor Der erscheinen, welche — wenn nicht alle Voraussetzungen sich als trügerisch erwiesen — die Mutter meiner Mutter war!

„Lady Harley, wie stets in schwarze Wittwentracht gehüllt, ging, auf den Arm ihrer Kammerfrau gestützt, in einem mit grüner Damasttapete behangenen Gemach auf und nieder. Beim Oeffnen der Thüre machte sie in der Mitte des Zimmers Halt, und ließ mich und Brown näher treten. Die Matrone hatte eine hohe Gestalt, und ihr großes blaues, aber gleichsam verschleiertes Auge

ruhte fragend auf mir, als ob sie meine Anrede errathen wolle. Ich war unfähig zu sprechen; am liebsten hätte ich das Knie gebeugt und meine Lippen auf ihre Hand gedrückt. Brown, der meine Bewegung sah, nahm das Wort und sagte: ‚Mylady, dieser Herr hat, wie ich schon vorhin meldete, ein Armband gefunden, von dem er glaubt, daß es Mylady angehöre, und er bittet, es überreichen zu dürfen.‘

„Ich zog die Perlenschnur hervor und übergab sie der Matrone. Ein freudiges Lächeln blitzte in den Zügen von Lady Harley auf, doch nur um sofort einem peinvollen Ausdruck des Sinnens und der Sorge Raum zu geben.

„‚Ja, das ist mein Armband,‘ erwiederte sie mit einer gewissen Hast, ‚wo aber blieb das zweite? Meine Mutter hat mir zwei Schnüre gegeben, eine trug ihren Namen: Ellen Harley, auf der andern war der Name meines Vaters gravirt: John Harley! Junger Mann, wo hast Du dieß Armband gefunden, und warum bringst Du nicht auch das andere? Sage, Dora,‘ wendete sie sich, ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, an ihre Kammerfrau, ‚gab ich diese Schnüre nicht einst meiner Tochter, und meldete sie nicht in einem Briefe zu meinem Geburtstage, daß Robert, ihr blondgelockter Knabe, sie nun trage? Ach, jetzt

weiß ich Alles!‘ rief Lady Harley in einem erschütternden Ton, der mich bis in’s Herz erbeben ließ, ‚Du, Jüngling, bist ein Taucher und hast dieß Armband von dem Meeresgrunde aufgelesen, denn Der, welcher es trug, ruht schon lange Jahre dort!‘

„Ich sprach — um den unendlich schmerzvollen Zug aus dem Antlitz der edeln Frau zu verbannen — die Hoffnung gegen sie aus, daß jener Knabe, dessen sie erwähne, wahrscheinlich gerettet worden sei. —

„‚Jüngling, Du bist noch unerfahren, Du kennst das Meer nicht, das grausame, entsetzliche! Es gibt Keinen heraus, den es einmal erfaßt! — Du hast ‚die Rose von Glenmore‘ nie gesehen; ich sage Dir, wenn man auf sie schaute, es leuchtete wie Sonnenschein in das Herz! Doch wir wollen nicht mehr davon sprechen; laßt mich ein Kind sein!‘ bat die Matrone mit flehender Geberde, sich zu ihren beiden Dienern wendend.

„Thränen traten in meine Augen; Lady Harley sah mir liebevoll in’s Gesicht und legte die Hand auf meine Schulter: ‚Dich sogar rührt es, und Du hast sie nicht einmal gekannt! Nein, nein, ich muß es vergessen! Laßt mich ein Kind sein!‘ rief sie nochmals in angstvollem Ton, gab mir schnell das Armband zurück, nahm den Arm ihrer

Dienerin und setzte den unterbrochenen Gang durch das Zimmer fort.

Brown winkte mir — der festgebannt auf derselben Stelle geblieben war — und wir verließen schweigend das Gemach.

Siebenzehntes Kapitel.

„Ganz erfüllt von dem Eindruck, den Lady Harley und ihre Worte auf mich gemacht, folgte ich mechanisch meinem Begleiter wiederum in das Empfangzimmer. Hier holte er einen Armsessel herbei, stellte ihn neben den runden in der Mitte des Gemaches stehenden Tisch und sagte in ehrerbietiger Weise: ‚Sir, ich hoffe, Sie werden dieß Schloß nicht verlassen, ohne einen Becher Wein getrunken zu haben, wie ihn Lord Harley seinen liebsten und geehrtesten Gästen vorzusetzen pflegte. Unser Keller bewahrt noch von dem edeln Getränk, und ich bitte Sie, auszuruhen, bis ich es gebracht habe.‘

„Ich neigte dankend und beistimmend den Kopf; was mich bewegte, war zu mächtig, als daß ich Alltagsworte hätte finden können. Nein, ich war kein Fremdling, kein Eindringling hier! Jedes Geräth, die Porträts an den Wänden — wahrscheinlich die Bildnisse der ersten Barone dieses

alten Geschlechts — Alles sprach zu meinem Herzen, als wenn Heimatarme sich nach mir ausstreckten. Und zeigte nicht das Benehmen des alten Haushofmeisters, daß auch er mich für den verloren Geglaubten hielt? Nun trat er wieder ein, gefolgt von einem Diener, der auf silbernem Untersatz eine Flasche und einen goldenen Becher trug. Als der Diener sich entfernt hatte, entkorkte Brown die Flasche, füllte den Becher und reichte ihn mir dar mit vor Bewegung zitternder Stimme: ‚Gott gebe, Sir, daß Sie bald unserer Herrin das zweite Armband und — eine sie beglückende Kunde bringen!‘

„‚Auch ich hoffe, daß dieß geschehen werde, Mr. Brown, und möchte noch einige Fragen an Sie richten; doch zuvor setzen Sie sich, ich bitte darum!‘

„‚Gestatten Sie mir, Sir, Ihnen stehend antworten zu dürfen,‘ entgegnete in respektvollem Tone der treue Alte.

„‚Ist noch Jemand von den Personen am Leben, welche man mit der Wartung des Enkelsohnes von Lady Harley betraut hatte?‘ fragte ich.

„‚Ja wohl, Sir, seine Amme lebt in Ashbury-Castle und war vergangenen Sommer hier, um ihren alten Vater zu besuchen, der unser Thürhüter ist. Mary Hill — so hieß sie — wurde auf den

Wunsch von Lord Harley mit ihrem Bräutigam, gleich drei andern Brautpaaren in Glenmore, an demselben Tage getraut, an welchem Lady Ann sich mit Lord Vernon vermählte. Unser gnädiger Herr gab der Ortschaft ein glänzendes Fest; Tanz und muntere Spiele wechselten und Freudenfeuer leuchteten durch die milde Sommernacht. Edward Smith, der Ehemann von Mary Hill, folgte Lord Vernon als Kammerdiener nach Ashbury-Castle, und seine junge Frau, welche man oft im Schlosse als Nähterin beschäftigt hatte, fühlte sich glücklich, einer so gütigen Herrin auch künftig nahe zu sein. Wenige Tage bevor im nächsten Jahre Lady Vernon eines Knaben genas, wurde auch Mary Smith ein Mädchen geboren. Die Kleine starb sehr bald, und da Lady Vernon zu leidend war, um ihr Söhnchen selbst stillen zu können, so wählte man Mary zur Amme des jungen Herrn. Ihr Vater hat mir erzählt, daß sie jahrelang den Tod des geliebten Knaben, der aus ihrer Brust seine Nahrung empfangen, nicht habe verwinden können. Auch sie — welche kein eigenes Kind besitzt — würde sehr glücklich sein, den Lord wiederzusehen.'

„‚Und wie ist der jetzige Besitzer von Ashbury-Castle mit dem Gatten von Lady Ann verwandt?‘

„‚Graf Ashbury ist der jüngere Bruder des verstorbenen Herrn. Niemand hätte wohl geahnt,

daß jemals dieß fürstliche Besitzthum an ihn gelangen würde. Denn als er fünfundzwanzig Jahre alt war, lebte sein Vater, sein älterer Bruder und dessen Sohn Robert noch. Der jetzige Graf Ashbury hat keine Geschwister und nur einen Sohn. Stirbt dieser, so fällt auch jene herrliche Begüterung — wie es hier in Glenmore geschah — an eine Nebenlinie des alten Geschlechtes.'

„,Lebt die Mutter des Grafen Ashbury noch?'

„,Auch sie ist vor Jahresfrist heimgegangen, Sir.'

„Ich hatte nichts mehr zu erfragen und erhob mich.

„,Darf ich Ihnen ein Pferd anbieten, Sir, oder unsern Wagen?'

„,Ich danke, Mr. Brown; mein Wagen erwartet mich bei dem Wirthshause auf der Gutsgrenze.'

„Der Haushofmeister geleitete mich bis zum Gitterthor des Schlosses; hier ergriff ich die Hand des braven diskreten Mannes nnd drückte sie fest und bedeutungsvoll zum Abschied.

„Dichter Nebel lagerte sich immer tiefer auf die Landschaft, und ein mit Schnee gemischter Regen sprühte mir in das Gesicht. Fröstelnd zog ich den Plaid fest um meine Schulter und schritt rüstig vorwärts.

„War es der Einfluß des trüben Wetters, daß düstere Gedanken in mir aufstiegen und meinen Hoffnungsreichthum schnell verminderten, ja ihn zu vernichten drohten? Lady Harley hatte doch von dem blondgelockten Knaben ihrer Tochter gesprochen und mein Haar ist dunkelbraun! Ich weiß sehr wohl — denn die theure Mutter Aird besitzt noch eine Locke des armen Findlings, dem sie liebevoll ihr Haus geöffnet — daß mein Haar einen tieferen Farbenton angenommen hat, allein wenn es nie anders als braun gewesen wäre? Ueber die Farbe der Augen ihres Enkelsohnes hatte die Matrone keine Andeutung gemacht; waren diese blau, so konnte ich nicht Robert Vernon sein. Allein Mary Smith lebte ja noch, sie, die treue Amme würde wissen, was zu erfahren mir so wichtig sein mußte; auch blieb ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß noch ein Porträt des Kindes in seiner Heimat vorhanden sei. Dringend nöthig erschien es mir, dort zuerst Nachforschungen zu halten, ehe ich weitere Schritte thäte. Ich beschloß nach dem Flecken Burton in Yorkshire mich zu begeben, der unmittelbar an die Besitzung der Grafen von Ashbury grenzt, und Mary Smith zu mir zu entbieten. Das Schloß selbst wollte ich nicht betreten; war ich in der That der Erbe der

Vernons, so ziemte es sich, daß ich nur als der rechtmäßige Herr seine Schwelle überschritte.

„Lebte doch Niemand in ihm — und dieß war für mich der bitterste Gedanke — dessen Herz freudig erbeben würde, wenn der verloren Geglaubte wieder in das Haus seiner Väter einzöge. Viel eher war zu vermuthen, daß der Oheim, welcher zwanzig Jahre in dem unbestrittenen Besitze dieses Erbes und in allem Glanze seiner Ehren und Würden gelebt hatte, ihn als einen sehr unwillkommenen Verdränger betrachten werde.

„Doch vielleicht ging sein Sinn hoch, war seine Denkungsart edel wie sein Geschlecht!

„Freudiges, stolzes Empfinden flutete bei diesem Gedanken in mir auf und verließ meine Seele nicht mehr. War ich ein Nachkomme jener kühnen, um das Vaterland verdienten Männer, so hatte ich Zeugniß davon abzulegen, daß ich ihrer würdig sei. Etwas Höheres mußte vor meinem Auge stehen, als die Liebe oder der Groll naher Verwandten: es galt, den Platz mit Ehren einzunehmen und auszufüllen, auf den die Vorsehung mich gestellt. Treu überliefern wollte ich den ungebeugten Mannessinn, die lautere Ehre, welche von den Vorfahren mir überkommen war.

„O Harriet, jetzt ging es in raschem Schritte vorwärts. Bald war ich in Burton, kehrte dort in

einem Wirthshause ein und ließ Mary Smith zu mir kommen. Die gute Seele hatte liebevoll des Kindes Andenken bewahrt; ob jedoch der Knabe, der ein Jahr an ihrer Brust geruht, blauäugig gewesen, davon wußte sie nichts mehr. Wie hätte ich sie darum schelten, ihr zürnen sollen! Liegt es doch nur an einem Mangel an Kenntnissen und Ideen, wenn das Gedächtniß dieser Volksklassen nicht treuer ist. Bei uns Gebildeten verbindet sich bei dem Anblick des blauen Auges gleich der Gedanke an den Azur des Himmels, an die Schöne lieblicher Blumen, Dichterworte treten vor unsern Geist:

‚I saw thee weep — the big bright tear
Came o'er that eye of blue;
And then methought it did appear
A violet dropping dew;
I saw thee smile — the sapphire's blaze
Beside thee ceased to shine;
It could not match the living rays
That fill'd that glance of thine‘

und prägen die Thatsache mit den sie begleitenden Bildern für immer in uns ein. Nur was wir in der Idee erfaßten, bleibt wahrhaft unser Eigenthum!

„Ich entließ Mary reich beschenkt und sie sendete noch einen Pächter zu mir, der früher lange

Jahre in Ashbury-Castle Kellermeister gewesen war. Dieser wußte genau, daß der verstorbene Graf, gleich seinem noch lebenden Bruder, dunkle Augen gehabt und Robert Vernon ihm darin geglichen habe. Während ich mit dem Manne sprach, fixirte er mich, sobald er sich unbemerkt glaubte und sagte endlich: „‚Wollen Sie, Herr, mir eine Frage verzeihen? Sind Sie ein Verwandter des Hauses Vernon? Ihre Züge erinnern mich so sehr an den verstorbenen Herrn, daß, läge nicht sein Sohn in den Wellen begraben, ich glauben würde, ihn vor mir zu sehen.‘

„Meine Antwort lautete ausweichend und ich reiste ungesäumt nach York. Hier wollte ich den Rath eines Advokaten darüber hören, ob die erforschten Thatsachen — im Zusammenhang mit den Dokumenten über mein Auffinden in Singapore — ihm so gewichtig erschienen, daß sie eine Annäherung meinerseits an Lord Ashbury rechtfertigen könnten. Diese wollte ich dann durch Vermittlung eines Vertrauensmannes herbeiführen, der aus einer der Familien zu wählen wäre, welche den Harleys und Vernons nahe stehen. Gegen einen solchen Vertrauensmann ließe sich denn auch aussprechen — was Lord Ashbury gegenüber eine Unzartheit sein würde — daß bei der Regulirung dieser Angelegenheit mir vor Allem die heiligen Bande des

Blutes und die Forderungen der Familienehre maßgebend, und materielle Interessen nur Nebensache wären.

„Der Wirth meines Gasthofes rühmte Mr. Lower als einen sehr erfahrenen Geschäftsmann und bald saß ich dem Advokaten in dessen Bureau gegenüber. Er hörte meinen Vortrag — ohne jede Gegenbemerkung — bis zu Ende an, und wiegte nur ab und zu seinen schon ergrauten Kopf. Welchen Eindruck meine Worte machten, war nicht zu erkennen, denn Herrn Lower's Züge blieben vollständig unbewegt und seine Augen verdeckte eine große blaue Brille. Endlich ließ er sich zu dem Ausspruche herbei, daß ein Augenleiden ihn hindere, bei der schon eingetretenen Dämmerung, oder später bei Licht, meine Dokumente zu prüfen. Ich möge ihm dieselben anvertrauen, er werde dann morgen in der Frühe sich eingehend mit der Angelegenheit beschäftigen und mir seine Meinung nach reiflicher Ueberlegung sagen.

„Als ich um die Mittagszeit des nächsten Tages wieder bei Herrn Lower vorsprach, kam er mir in wirklicher oder vortrefflich gespielter Bestürzung entgegen. Meine Dokumente waren verschwunden! Der Herr sagte mir, daß diesen Morgen sein Bureauvorstand mit dem Frühzuge nach London gefahren sei, um in einer wichtigen Prozeßsache In-

formationen einzuziehen. Es wäre möglich, daß der junge Mann die Schriftstücke, welche Mr. Lower zu nöthiger Prüfung auf sein Schreibpult gelegt, in einem bedauerlichen Irrthum mit den Prozeßakten zu sich gesteckt habe. Alle Schritte würden geschehen, um mein Eigenthum sicher zu stellen.

„Der Ausdruck, mit welchem ich den Advokaten nach dieser Enthüllung betrachtete, konnte für ihn wenig schmeichelhaft sein. Denn es schien mir ziemlich gewiß, daß er den Bureauvorstand mit meinen Dokumenten nach London und zum Grafen Ashbury geschickt habe. Der schlaue Herr mochte sich erst darüber informiren wollen, ob die Klientel des mächtigen, einflußreichen Lord nicht vortheilhafter für ihn sei, als die Abwickelung der Geschäfte für den noch unbekannten Herrn Robert Foundling. Allein welches auch die Pläne dieses Niedrigdenkenden sein mochten, auf mein Geschick, auf meine Ansprüche an das Erbe der Vernons blieben sie ohne Einfluß. Denn, Dank der Vorsicht Deines theuern Vaters, geliebte Harriet, waren diese Dokumente gleich in zwei Exemplaren ausgefertigt worden, deren eines sich im Besitze der treuen Mutter Aird befindet. Erst bei ihrer Abreise von New-York nach London offenbarte sie es mir und sagte, daß, wohin sie auch gehen werde,

diese wichtigen Schriftstücke stets unter ihrer gewissenhaften Obhut bleiben würden. Ich habe die verehrte Frau nun gebeten, mir die Dokumente nach Edinburg zu senden, wo ich heute wieder eingetroffen bin. Hier — in unmittelbarer Nähe von Glenmore, das mächtig mich anzieht — kann ich alle weiteren Schritte mit Cutts überlegen, der zwar kein Verächter des Geldes, aber doch als anständiger Mann bekannt ist. Seine langjährige Verbindung mit der Familie Harley ist dabei nicht zu unterschätzen.

„Willst Du, theure Harriet, den Dokumenten die Perlenschnur beifügen, welche wohl den Namen ‚Ellen Harley' tragen wird? An ihrer Stelle sende ich Dir den Ring, den ich in Edinburg — im Gedanken an Dich — auswählte. Beide Schmucksachen haben nur dann einen Werth, wenn sie als Symbol meiner Liebe zu Dir angesehen werden.

„O, Harriet, wenn Alles sich erfüllt, wenn ich nicht mehr als der heimatlose Findling dastehe, darf ich dann vor Dich treten und aussprechen, was seit vielen Jahren meine Seele mit immer gleicher Gewalt bewegt hat, mir als der höchste Lohn allen Strebens, als ein Glück ohne Gleichen erschienen ist?"

Achtzehntes Kapitel.

Es war ein wunderbares — aus Seligkeit und Schmerz gemischtes — Empfinden, das Harriet bewegte, nachdem sie Robert's Brief gelesen, und langsam perlten Thränen auf die Blätter herab, welche sie noch in ihrer Hand ruhen ließ. Wie durch einen Zauberspruch sah das Mädchen die süßen Geheimnisse ihrer Brust enthüllt, nun Robert die bedeutsame Formel ausgesprochen! Seitdem sie denken konnte, hatte ihr Herz sich ihm zugeneigt, gleich der Blume, die unbewußt dem Lichte sich zuwendet. Was Robert gesagt und geschrieben — wenn es auch an Fenton gerichtet war — es schien für sie entworfen, so genau stimmte es zu ihrem ganzen Empfinden, und Alles, was ihr Gemüth erfüllte, es gewann erst den vollen Werth, wenn sie es in Beziehung zu ihm setzen konnte. Die Liebe in einem reinen Frauenherzen ist demüthig, fromm, opferfreudig. Robert — wie dankte sie Gott dafür — war bald am Ziel, er würde er=

reichen, wonach seine Seele gestrebt, seitdem sie ihn kannte!

Aber der Gräfin harte, feindselige Worte, deren Sinn sie erst in diesem Augenblick völlig zu deuten verstand, sie ließen noch viele trübe Momente für den Erben der Vernons erwarten.

Ach, wenn es ihr doch vergönnt wäre, alles Bittere, Verletzende von ihm abzuwenden! Glücklich in seinem Glück — warum flossen ihre Thränen stärker? — wollte sie dann in irgend einem einsamen Winkel der Erde sich zurückziehen und nur der Erinnerung an ihre Kindheit und Jugend leben. — Eine feste Hand legte sich plötzlich auf des Mädchens Schulter, Frau Aird stand neben ihr. —

„Dieß ist der Ring, den Robert gesandt, er war in das Päckchen eingeschlossen, das unsere Briefe enthielt," sagte die mütterliche Freundin, indem sie einen goldenen Reif auf Harriet's Finger zu streifen versuchte.

Hocherröthend zog Harriet die Hand zurück und entgegnete: „Ich nehme den Ring dankbar als ein Zeichen der Erinnerung von Robert an, aber tragen werde ich ihn nie!"

Frau Aird schien gar nicht streitlustig zu sein, sie erwiederte kein Wort, ließ jedoch ihren Blick, in welchem Rührung und Schalkheit um die Herr-

schaft rangen, eine Weile voll Befriedigung auf Harriet's holdem Antlitz ruhen.

Dann tauschten beide Frauen gegen einander aus, was Robert ihnen mitgetheilt hatte.

„Harriet," sagte Frau Aird in ihrer raschen, energischen Weise, „wenn es nach meinem Sinn ginge, so reisten wir morgen Abend nach England ab. In vierzehn Tagen ist zwar unser Kontrakt hier erst abgelaufen, aber Robert bedarf unser. Die Angelegenheit wird nicht so glatt sich abspielen, als Du es wohl in Deinem jugendlichen Enthusiasmus und bei Deiner mangelnden Geschäftskenntniß Dir vorstellst. — Du weißt, daß ich keinerlei Vorliebe für den englischen Adel und die Vornehmen überhaupt habe; Recht muß jedoch Recht bleiben, und wenn man von einem Menschen sagen darf, daß er ein geborener großer Herr sei, so trifft dieß bei Robert zu. Allein die rechtlich nothwendigen Beweisgründe dafür können noch mancherlei Ausstellungen erfahren, und an Intriguen, Verleumdungen und schließlich an einem langen Prozesse, der vielleicht ein Vermögen kostet, wird es wohl auch nicht fehlen. Denn solch ein englischer Pair dünkt sich ein kleiner Fürst zu sein, und ohne Kämpfe steigt Lord Ashbury sicherlich von seinem Throne nicht.

„Robert bedarf Niemand, der ihm Muth zu-

spricht oder Beharrlichkeit anempfiehlt, denn er war schon ein Mann in dem Alter, in welchem Andere noch Knaben sind; doch sein Gemüth kann erbittert werden, wenn er nicht manchmal in ein treues Auge zu blicken vermag, kein fester Händedruck ihm sagt: Go ahead!"

„Mein Plan wäre, daß wir in einer Stunde nach Genf zu einem Optikus und zu einem Notar fahren, um bei dem Ersteren das Schloß Deines Armbandes untersuchen, bei dem Andern eine beglaubigte Abschrift meiner Dokumente über Robert's Auffinden in Singapore anfertigen zu lassen. Diese will ich sofort an Robert senden und ihm dabei mittheilen, was auf dem Armband zu entziffern war. Die Originaldokumente gebe ich nicht aus Händen, die bringe ich ihm selbst, denn man kann nie wissen, wie der Teufel in solchen Dingen sein Spiel hat."

Harriet — obwohl ihr Geist auf ganz anderen Bahnen sich bewegte, um für Robert Glückbringendes zu erstreben — stimmte Allem zu, was die praktische, welterfahrene Frau ausgesonnen hatte. Der Wagen wurde bestellt und wie in einem Traume verging Harriet die kurze Zeit bis zur Fahrt nach Genf. —

Die beiden Damen wollten sich eben anschicken, ihre vor der Villa haltende Equipage zu besteigen,

als Frau Aird, welche prüfend den Horizont überschaute, zu Harriet sagte: „Im Westen zieht ein Wetter herauf; ich will doch meinen Paletot anziehen und die Reisedecken herunterbringen lassen, in wenigen Minuten bin ich wieder bei Dir!"

An der Südseite des Landhauses befand sich eine mit Glas überdeckte Veranda, in welcher die Bewohner der Villa bei ungünstigem Wetter zu wandeln pflegten. Harriet, welche weder neben dem Wagen stehen, noch vor Ankunft der mütterlichen Freundin ihn besteigen mochte, schritt auf die Veranda zu. Unmittelbar an deren Eingange traf sie mit einem Kavalier zusammen, welcher über die Fahrstraße gekommen war. Er blickte in die Veranda und ein höhnisches Lächeln spielte um seinen Mund, als er zwei Personen darin wandeln sah: Laura Werthmann und Herrn Elkan. Dann trat er schnell zur Seite, so daß man ihn von der Veranda aus nicht bemerken konnte.

Die Künstlerin hatte sich nur vor wenigen Augenblicken in die Veranda begeben, um hier den Baron von Alten-Roßla zu erwarten. Als Elkan die Bezaubernde von dem Gartensaale aus gewahrte, säumte er nicht — obwohl von Laura bis jetzt durch keinerlei Einladung beehrt — ihr auf's Schleunigste entgegenzueilen. Er sprach so viel von seinem Entzücken über dieß ungehoffte Begegnen,

daß Laura keine Zeit fand, ihr Mißvergnügen darüber zu äußern, und so schritten Beide dem Ausgange der Veranda zu. In demselben Moment, in welchem Laura sich umwenden wollte, um die Promenade in der Veranda fortzusetzen, schob der junge Kavalier sich zwischen sie und Elkan, nahm den Arm der Dame und Beide gingen lachend — ohne ein Wort der Entschuldigung, ohne einen Gruß für Elkan nöthig zu halten — der Landstraße zu. Harriet, die unfreiwillig Zeuge dieses Auftritts gewesen war, erglühte vor Scham und edlem Zorn. So lächerlich ihr der alte süßliche Herr auch stets erschienen war, er blieb ein Mensch, und irgend einen unserer Brüder mit so vernichtendem Hohne bloßzustellen, dünkte sie ein schweres Unrecht. Ihr schönes Gemüth trieb Harriet an, diesem Manne ein freundliches Wort zu sagen, einen Tropfen Balsam auf die Wunde zu träufeln, welche durch diese eklatante Beleidigung ihm zu Theil geworden.

„Mein Herr," wendete sie sich zu Elkan mit der süßen sympathischen Stimme, die jedes Herz rühren mußte, „Sie sind wahrscheinlich schon längere Zeit hier anwesend und könnten mir gütig die Adresse eines Optikus in Genf angeben, bei dem ich ein vorzügliches Mikroskop zum Kauf fände?"

Elkan, der wie erstarrt auf derselben Stelle verblieben war, gewann sofort neues Leben; das blutlose Gesicht röthete sich ein wenig und die matten Augen blickten voll freudiger Ueberraschung auf die reizende Erscheinung der jungen Engländerin.

„Niemand, verehrtes Fräulein, ist im Stande, Ihnen bessere Auskunft zu geben als ich, der in vergangener Woche ein Lorgnon von dem berühmtesten Optikus in Genf gekauft hat. Seinen Namen und die Straße, in welcher er wohnt, kann ich leider nicht nennen, doch ist das Magazin kaum zu verfehlen. Unfern der Montblancbrücke biegt eine Straße ein, die läßt man liegen —"

Elkan hielt inne, denn ein Lichtgedanke war in ihm aufgedämmert und er fuhr nach kurzer Pause fort: „Ich vergaß, daß Damen — ich bitte tausendmal um Vergebung — sich schwer in einer fremden Stadt orientiren, weil der Ortssinn nicht so entwickelt bei ihnen ist — — wenn ich wagen dürfte —" ein vielsagender Blick auf die in kleiner Entfernung haltende Equipage vollendete den unterbrochenen Satz.

Den Herrn auf der Fahrt nach Genf zum Begleiter zu haben, an diese Folge ihrer menschenfreundlichen Bemühung hatte Harriet nicht im Entferntesten gedacht. Allein ohne Elkan eine erneute Kränkung zuzufügen, ließ sich kaum ein Ausweg

finden und das liebenswerthe Mädchen beschloß, ihr schönes Werk zu Ende zu führen.

„Falls Ihre Zeit es erlaubt, mein Herr, so würde ich — —“

Frau Aird, welche ihre Toilette vollendet hatte, trat nun zu Harriet; diese ersuchte Herrn Elkan, ihr seinen Namen zu nennen, damit sie ihn Mrs. Aird vorstellen könne.

Es geschah, die üblichen Verbeugungen wurden gemacht, und die erstaunte alte Dame vernahm alsdann, daß Herr Elkan die Güte haben würde, sie zu dem berühmtesten Optikus in Genf zu führen. Frau Aird schwieg, denn sie war zu gut erzogen, um ihrer außerordentlichen Ueberraschung irgend welchen Ausdruck zu leihen; der alte Diener half in der respektvollsten Weise den Damen und dann Herrn Elkan in den Wagen und schnell rollte dieser die Fahrstraße nach dem schönen, malerisch gelegenen Genf hinab.

Elkan, vis-à-vis der Huri, der Erbin von Millionen sitzend, war so benommen von diesem unerhörten, ihn ganz überwältigenden Ereigniß, daß es ihm zum ersten Male im Leben schwer wurde — was seiner Meinung nach ihm stets gelungen — eine „interessante Unterhaltung mit der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes“ zu beginnen.

Neunzehntes Kapitel.

Vergebens nahm der Optikus die besten Mikroskope hervor, welche er in seinem Vorrathe ermitteln konnte, um damit die Inschrift auf dem Schlosse der Perlenschnur zu entziffern, es wollte ihm durchaus nicht gelingen. Endlich schob er noch zwei Gläser, die zu einem andern Instrumente bestimmt waren, in ein Mikroskop und rief nach einer Weile mit Genugthuung aus: „Jetzt habe ich das Rechte gefunden, ich kann die Linien zu Buchstaben sich verbinden sehen, ein Name — — Ellen — — Harley ist zwar schwer, doch mit Sicherheit zu erkennen."

Ein freudiger Ausruf der beiden Frauen belohnte den Optikus für die gehabte Mühe.

Allein auch Herr Elkan, der es für nöthig und seinem Interesse angemessen erachtet hatte, persönlich die fremden Damen hier einzuführen, rief, als der Optikus den aufgefundenen Namen aussprach:

„Harley! das ist ja der Vatersname der Gräfin Ashbury, mit welcher ich so befreundet war!"

Frau Aird wandte sich kurz nach Elkan um, sah ihn mit ihren großen klugen Augen scharf an und sagte in dem Tone eines Richters, der zu inquiriren gedenkt: „Woher kennen Sie die Gräfin Ashbury, deren Vatersname Harley ist?"

Die Form, in welcher die Frage gestellt worden, hatte durchaus nichts Gewinnendes für Elkan, dennoch lächelte er, vollständig beseligt in dem Gedanken, wie diese denkwürdige Fahrt einen passenden Abschluß dadurch finden würde, daß er von seinen intimen Beziehungen zu einer Pairin von England erzählen durfte.

„Mein Gott," lispelte er, „wir waren ja vier Wochen in Madeira zusammen, und es gelang mir, der herrlichen, wie aus Duft gewebten, ätherischen Dame einen Liebesdienst zu leisten. Denn ihr bezaubernder Knabe —"

„Wie, Sie haben auch Robert gekannt? Was wissen Sie von ihm?" rief gebieterisch die Dame.

„Robert, ja so hieß dieser kleine Liebesgott! Robert Harley Vernon! Nicht wahr, auch Ihnen, meine Damen, scheint Harley ein seltsamer Taufname zu sein. Die Wärterin des Kindes hatte mir nämlich auf meine Frage diese Namen genannt, und ein englischer Arzt, der sich ebenfalls

in Madeira aufhielt, war so freundlich, mich zu belehren, daß in seiner Heimat vornehme Adelige dem Taufnamen ihres Sohnes auch den Familiennamen der Mutter zufügen, wenn diese aus altem, hochgeehrten Geschlechte ist. So hieß Lord Byron: George Gordon Byron, weil seine Mutter aus dem edeln Geschlecht der Gordon stammte, und der Verfasser von Pelham nennt sich: Edward Lytton Bulwer, da Lytton der Familienname seiner Mutter war. So wurde der kleine Robert ‚Harley' genannt, da seine Mutter einer berühmten schottischen Adelsfamilie dieses Namens angehörte."

„Herr," unterbrach ihn Frau Aird, „lassen Sie alle solche Nebendinge, und sagen Sie mir einfach, was Sie von der Gräfin und ihrem Sohne wissen. Wie alt war das Kind, als Sie es in Madeira kennen lernten?"

„Ungefähr drei Jahre! Ich sehe ihn noch vor mir in seiner schottischen Nationaltracht; ein Röckchen von Tartan, die Mütze mit einer Feder geziert, Schuhe und Strümpfe — — aber — — die Kniee und das halbe Bein — — ich bitte tausendmal um Vergebung, aber ich muß diesen Punkt berühren, weil er in meiner Erzählung nothwendig ist! — — die Kniee und das halbe Bein — — nackt! — —"

„Nun, was ist denn mit dem nackten Knie und

Bein? Nur vorwärts, Herr! Ihre Mittheilung kann vielleicht von großer Wichtigkeit für uns sein!" rief ungeduldig Frau Aird.

Elkan sah auf die bezaubernde Engländerin, deren Mienen ebenfalls ein lebhaftes Interesse an seiner Erzählung bekundeten. Nein, ein solches Auditorium hatte er noch niemals gehabt! Er stieß einen Seufzer aus und fuhr fort:

„Eines Tages spielte der entzückende Knabe auf dem niedrigen Balkon, der sich vor den Zimmern der Gräfin Ashbury, seiner Mutter, befand. Wie Kinder einmal sind, er versuchte an dem Geländer emporzuklettern, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf den Grasplatz. Die Sache würde ganz ungefährlich gewesen sein, denn der Balkon erhob sich nur zwei Stufen über das Erdreich, allein der Knabe fiel mit dem nackten Beinchen auf ein eisernes Gartengeräth, welches die nachlässigen Wirthsleute dort hatten liegen lassen und zog sich eine tiefe Wunde zu."

„Harriet, Harriet," rief Frau Aird und preßte des Mädchens Hand fest in die ihrige, „das ist die Wunde, deren Narbe ich noch deutlich viele Jahre sehen konnte, und welcher auch der Arzt in seinem Bericht erwähnt. Nun fahren Sie fort, Sir!"

„Die Wunde blutete heftig, denn sie ging quer über das ganze Bein —"

„Vollkommen richtig, Gott segne Ihr Gedächtniß, nur weiter, Sir!“

„Der Arzt legte einen Verband an, und die Wunde begann sich in kurzer Zeit zu schließen. Bei Kindern geht dieß schneller als bei Erwachsenen, und bei körperlichen Wunden stets früher als bei anderen —“ Elkan versuchte durch schwärmerisches Aufblicken von seinem gefühlvollen Herzen Zeugniß abzulegen.

„Herr, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung! Kommen Sie zur Sache!“ mahnte Frau Aird.

„Die Wunde war, wie ich schon sagte, nicht gefährlich, allein die Ränder derselben schlossen sich schwer und man durfte das nackte Beinchen nicht dem Staube und anderen schlimmen Einwirkungen aussetzen. Nun war ich so glücklich, dienen zu können! Ich führe stets Heftpflaster bei mir, rothes und schwarzes, und ich legte, da der Vorrath des Arztes bald erschöpft war, meinen ganzen Vorrath der Mutter des kleinen Liebesgottes zu Füßen. Man überklebte jetzt das Beinchen auch noch mit meinem Pflaster und das Kind vermochte wieder in seinem Schottenkostüm im Freien zu spielen. Die Gräfin nannte mich seit dieser Zeit stets ‚good Mr. Elkan!‘ und sendete mir am Tage ihrer Abreise diese Karte, auf welcher sie noch eigenhändig das Datum des Tages und den Ort gesetzt hatte.“

Elkan zog aus seiner Brieftasche die in rosa Seidenpapier gehüllte Visitenkarte der Gräfin hervor und überreichte sie Mrs. Aird.

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Sir," sagte die Dame, „aber es ist nöthig, daß Sie Alles, was Sie uns jetzt erzählt, vor einem Notar bekunden. Sind Sie damit einverstanden?"

„Die Damen haben nur über mich zu befehlen," betheuerte Elkan, vor dessen Geist sich eine Perspektive unendlichen Glückes erhob: seine Beziehungen zu der Gräfin von Ashbury würden zu Protokoll genommen und weithin verbreitet werden! Auch durfte er sich wohl mit der Hoffnung schmeicheln, die liebenswerthe Erbin von Millionen jetzt häufiger zu sehen und ihr seine enthusiastische Verehrung aussprechen zu können.

Die Damen verließen, nachdem sie schnell noch einige Einkäufe bei dem Optikus gemacht, das Magazin und begaben sich — in Begleitung des vor Glück strahlenden Elkan — zu einem Notar.

Hier ordneten sich jedoch die Angelegenheiten mit einer Schnelligkeit, welche Herrn Elkan durchaus nicht behagte. Denn Frau Aird machte in einem Exposé, in dem — getreu dem Sprüchwort der Amerikaner: „Zeit ist Geld" — kein Wörtchen zu viel war, dem rechtsgelehrten Herrn die Sachlage

klar. Darauf unterwarfen der Notar und die thätig eingreifende Dame Herrn Elkan einem Kreuzverhör, bei welchem dieser sich genöthigt sah, mit einer Präzision zu antworten, deren er noch niemals sich befleißigt hatte. Zum Schluß forderte der Notar ihn auf, eine am Orte ansässige Person zu nennen, durch welche er seine Identität festzustellen vermöge. Elkan schlug den Bankier Salomon vor, bei dem er akkreditirt war; der Notar erklärte sich befriedigt und bat, den Bankier — während der Zeit, in welcher das Schriftstück hier redigirt würde — herbei zu holen. Frau Aird stellte die noch wartende Equipage zur Verfügung und ein bittender Blick der Huri mahnte zur Eile. — Elkan, der sich ja dem Dienste der Damen geweiht hatte, entledigte sich des gegebenen Auftrags und erschien bald mit Herrn Salomon vor dem Notar.

Alles lag zur Unterschrift bereit und der Notar erbat sich nur noch die Visitenkarte der Gräfin von Ashbury, um sie dem Schriftstück beizufügen. Erschreckt zuckte Elkan zusammen. Von diesem zwanzig Jahre sorgsam gehüteten Schatze sollte er sich nun trennen? Er machte Ausflüchte, es sei ein zu theures Andenken, man möge von diesem Wunsche abstehen.

Frau Aird war unerbittlich. „Ich gebe Ihnen

dafür meine Karte und Miß Fenton fügt gern die ihrige hinzu, und das ist genau dasselbe, als ob Sie von der Gräfin Ashbury eine Visitenkarte haben," rief sie dem Verlegenen zu. Elkan schien keinen allzu hohen Werth auf die Karte von Mrs. Aird zu legen, denn er wendete sich sofort an Harriet, die ein reizendes Täschchen hervorzog, um die gewünschte Karte herauszunehmen.

„Wollen Sie die Gabe durch ein Autograph von Ihnen noch werthvoller machen?" lispelte Elkan.

„Mit Freuden!" entgegnete das liebenswürdige Mädchen, trat an einen Tisch und schrieb wenige dankende Worte. Darauf ging sie zu Frau Aird, erbat sich deren Karte und wechselte dann — wie bei einem Vertrage — die Karten mit Herrn Elkan aus.

„Robert's Ansprüche auf das Erbe der Vernons sind wohl jetzt über allen Zweifel erhaben; wie hätte ich ahnen sollen, daß meine Freundlichkeit gegen diesen Mann einen solchen Lohn finden würde!" flüsterte Harriet beglückt Frau Aird zu, während Elkan das Dokument unterschrieb.

„Kind, in Deiner Hand wird Blei zu Gold; Du gehörst zu den Auserwählten!"

Auf der Rückreise nach der Villa erfuhr Elkan zu seinem Schrecken, daß die beiden Damen schon

am nächsten Tage abreisen würden. Jetzt wurde ihm der Ausspruch eines Schriftstellers klar, den er bis dahin nicht verstanden hatte: daß jedes Große, Außerordentliche seiner Natur nach nur einen kurzen Zeitraum andauern könne. Wie tief ihm diese Trennung ging, zeigten am besten die Worte, mit welchen er sich von der reizenden Huri am Ende der Fahrt verabschiedete:

„Fräulein, Ihr Anblick, Ihre Nähe — die Trennung — Sie verstehen mich! Ich kann nur sagen: Schweigen — — und denken!“

Zwanzigstes Kapitel.

Nur kurze Zeit ruhten die beiden Frauen von den Aufregungen der letzten Stunden aus, dann zog sich die brave Aird in ihr Zimmer zurück, um Robert über die wunderbaren Ereignisse dieses Nachmittags Bericht zu erstatten und ihre baldige Ankunft in England ihm anzuzeigen.

Harriet hatte sich die Dokumente von Frau Aird zu nochmaliger Durchsicht erbeten und ließ, nachdem sie den Inhalt derselben sorgsam geprüft, Lady Ashbury um die Ehre einer kurzen Unterredung bitten.

Die Antwort lautete zustimmend; Harriet nahm die Schriftstücke mit sich und wurde durch den Korridor in das sogenannte „Musikzimmer" der Gräfin geführt. Es war ein schöner großer Raum, in dessen Mitte ein Konzertflügel sich befand; eine Ampel, welche von der Decke herabhing, verbreitete volles Licht über das Instrument, während sie den

übrigen Theil des Gemaches nur sanft und in wohlthuender Weise erhellte.

Harriet wartete einige Minuten, dann trat Lady Ashbury ein; eine gewisse Hast in den Bewegungen der Dame — welche scharf gegen die sonst stets gezeigte vornehme Ruhe kontrastirte — verrieth Harriet, daß die Gräfin tief erregt sei.

„Seien Sie willkommen, Miß Fenton! Welchem Umstande verdanke ich die Freude, Sie noch zu so später Stunde bei mir zu sehen?“ fragte Lady Ashbury, indem sie durch eine Handbewegung das Mädchen einlud, neben sich auf einem Divan Platz zu nehmen.

So artig der Wortlaut dieser Phrase erscheinen mußte, der Ton der Gräfin sprach deutlich aus, daß sie erstaunt war, nach der Theestunde den Besuch von Miß Fenton zu empfangen.

„Ich bitte um Vergebung, Mylady,“ begann Harriet, „diese wenig passende Zeit gewählt zu haben, allein ich reise morgen nach London ab und hatte den dringenden Wunsch, Sie noch einmal ungestört und ohne Zeugen sprechen zu dürfen.“

„Daß Sie uns schon verlassen wollen, bedaure ich außerordentlich, und um so mehr, als ich nach Ihren Andeutungen glauben mußte, daß Sie Ihren Kontrakt hier erneuern und wir noch einige Wochen Sie bei uns behalten würden,“ entgegnete die Gräfin.

„Mylady“ — Harriet machte eine gewaltsame Anstrengung, um in ruhigem Tone fortfahren zu können — „Frau Aird und ich empfingen heute ebenfalls Briefe aus England und sie kamen von demselben jungen Manne, dessen Ihr Gemahl gegen Sie erwähnt hat. Es ist meine feste Ueberzeugung, Mylady, daß Robert Foundling, diesen Namen führte er bisher, der Neffe Ihres Gemahls: Lord Robert Vernon ist.“

„Miß Fenton, überlassen Sie diesen Stoff den Kriminalbeamten und den Romanschreibern! Das Thema gehört überhaupt nicht in eine Unterhaltung zwischen uns Beiden,“ erwiederte die Gräfin in hochmüthigem Tone.

„Ich verehre Sie, Mylady, und möchte, daß Sie gerecht und ohne Vorurtheile diese Angelegenheit betrachten. Zwingende Gründe haben mich bewogen, ein Thema zu berühren, welches Ihnen schlecht gewählt erscheint. Wenn ich in diesem Falle über die Schranken hinausgegangen bin, die zwischen Ihnen und mir bestehen, so ist es — von Ihrer Billigkeit darf ich ein solches Anerkenntniß erwarten — wohl das erste Mal, wie es auch das letzte bleiben wird.“

Die stolze Sicherheit des jungen Mädchens verfehlte ihren Eindruck auf die Gräfin nicht; sie

mußte sich sagen, daß sie eine Zurechtweisung hier verdient habe.

„So theilen Sie mir denn jene zwingenden Gründe mit, deren Sie erwähnten, Miß Fenton!“

„Ich liebe mein Vaterland, Mylady; ich möchte hämischen Beurtheilern unserer Zustände nicht das betrübende Schauspiel gönnen, daß, wenn der Sohn eines edeln Hauses — den man in den Wellen begraben glaubte — mit unzweifelhaften Beweisen seines Rechtes vor seine Angehörigen tritt, diese den lange Vereinsamten, dessen Herz nach Zeichen der Liebe von den Seinen dürstet, wie einen unwillkommenen Mahner, gar wie einen Betrüger empfangen! Gestatten Sie mir auseinanderzusetzen, worauf die Ansprüche Robert Foundling's sich gründen!“

„Sie zwingen mich ja, Ihnen zu willfahren, Miß Fenton!“

Bescheiden, ohne jedes unnöthige Beiwerk, trug Harriet der immer gespannter lauschenden Gräfin vor, was diese erfahren sollte, und überreichte zum Schluß die mitgebrachten Dokumente und die Perlenschnur, damit Lady Ashbury von der Wahrheit alles Vernommenen sich überzeugen könne.

Die Dame trat mit den Papieren an das Instrument, um bei dem Schein der Ampel sie durchzusehen.

„Dieses Licht blendet mich; erlauben Sie, Miß Fenton, daß ich in mein Schlafzimmer mich zurückziehe, um dort die Schriftstücke zu lesen?"

Harriet erklärte sich vollkommen einverstanden, da sie es ganz natürlich fand, daß die Gräfin ihre etwaige Aufregung bei dieser Lektüre zu verbergen wünschte, und Lady Ashbury verließ das Gemach.

Das Mädchen stützte müde den schönen Kopf auf die Hand, denn das unterbrochene Gespräch, schon überreich an Veranlassung zu Gemüthsbewegungen, konnte in seinem Verlauf noch tiefer ergreifen, und Harriet strebte sich zu sammeln, das heftig pochende Herz zu ruhigerem Schlage zu nöthigen.

Die Gräfin blieb lange fort. Die Durchsicht der Papiere konnte in dem Viertel der Zeit beendet sein, welche seit dem Fortgehen der Dame verflossen war, und noch immer erschien sie nicht. Harriet wurde ängstlich: vielleicht war Lady Ashbury in Folge der Aufregungen erkrankt! Harren und Warten ist immer ein peinvoller Zustand, heute erschien er dem Mädchen geradezu unerträglich.

Endlich trat die Gräfin langsam wieder ein; ihre Züge blickten ruhiger, aber die außerordentliche Blässe des Gesichtes und das düster blickende Auge ließen auf einen überstandenen Seelenkampf schließen, der ihr viel gekostet haben mochte.

„Es klingt wie ein wunderbarer Roman, Miß Fenton, was Sie über Robert Foundling mir mitgetheilt haben, und diese Papiere bieten für Ihre Annahme, daß der junge Mann einem vornehmen Geschlechte angehöre, in der That einigen Halt. Auf uns Frauen werden stets — vermöge unserer leicht erregbaren Phantasie — ungewöhnliche, romantische Schicksale großen Eindruck üben, und findet auch der Verstand, daß die Ansprüche unseres Helden erhebliche Bedenken gestatten, so strebt das mitleidige Herz, diese nach Möglichkeit zurückzuweisen. Lord Ashbury und seine Rathgeber dürften aller Wahrscheinlichkeit nach mit kaltem Verstande und geschäftsmäßigem Ernste an die Lösung dieser Angelegenheit gehen und Herrn Foundling's Ansprüche vorläufig verneinen.“

„Wie, Mylady, Sie glauben nach Kenntnißnahme dieser Papiere noch, daß Ihr Gemahl wünschen sollte, einen Richterspruch herbeizuführen? Beide Parteien würden dadurch geschädigt werden, denn ein Prozeß zieht ja unerbittlich und grausam den Schleier von Vielem ab, was bis dahin uns heilig und unantastbar galt!“

„Meine liebe Miß Fenton, nicht emporsteigen zu dürfen ist viel weniger schmerzlich, als sinken zu müssen! Doch kann ich selbstverständlich über die Maßnahmen, welche mein

Gemahl für angemessen halten wird, nicht einmal Vermuthungen aussprechen! Einen treu gemeinten Rath will ich jedoch Ihnen ertheilen, da ich sehe, daß Sie Interesse an Herrn Foundling nehmen: Bewahren Sie diese Papiere mit der höchsten Sorgfalt auf, lassen Sie dieselben nicht aus Ihren Händen! Sie hätten auch mir die Schriftstücke nicht übergeben sollen! Wenn meine Hand z. B. gezittert hätte, während ich sie in zu große Nähe an eine Kerze brachte, um besser lesen zu können, sie wären im Augenblick — und ohne daß man mir etwas Schlimmeres als Nachlässigkeit würde vorwerfen dürfen — für immer vernichtet gewesen."

Harriet's Wangen erglühten, jede Fiber in ihr bebte, als sie sprach: „Verleumden Sie sich nicht, Mylady; ich denke höher von Ihnen, als daß ich diese Dokumente nicht ebenso sicher in Ihren Händen, als in den meinigen geglaubt hätte!"

„Es steht eine Grafenkrone und ein fürstliches Besitzthum auf dem Spiel! Eine Mutter kann viel wagen im Gedanken an ihr Kind!"

„Auch ich bin überzeugt, daß eine Mutter viel wagen kann für ihr Kind; aber ich meine nicht, daß Lady Ashbury niedrig gegen das Mädchen handeln würde, welches sie für das Leben ihres Kindes zu Gott flehen hieß!"

„Miß Fenton, beachten Sie besser Ihre Ausdrücke — —"

„Mylady, dieser Augenblick soll Klarheit bringen zwischen uns für das Leben! In der Angelegenheit, welche Sie und mich jetzt bewegt, stehen wir uns nur als zwei Frauen gegenüber, die zu messen sind nach dem Adel ihrer Gesinnung, deren Stellung hoch oder niedrig gilt, je nachdem ihr Wollen und Handeln rein und untadelhaft vor dem höchsten Richter erscheint! Ich opfere mehr, als ich von Ihnen verlangen werde. Gegen Sie, Mylady, will ich bekennen, was ich nie vor einem Menschen auszusprechen gedachte: ich liebe Robert Foundling, ich finde in ihm das Ideal jeder Männertugend; er ist zart und hochherzig im Empfinden, kühn und fest im Vollbringen, und ich weiß, daß meine Liebe erwiedert wird. Ich wäre das beglückte Weib Robert Foundling's geworden, aber dem künftigen Grafen Ashbury entsage ich. Meine Gründe kennt Gott allein! Und wie ich freudig und ohne Murren mein höchstes Erdenglück opfere, und alle Spannkraft meiner Seele daran setzen will, der Wahrheit und dem Recht zum Siege zu verhelfen, so darf ich auch von Andern selbstloses, edles Handeln erwarten — —"

„Harriet — —"

„Lassen Sie mich zu Ende sprechen, Mylady,

meine Kraft verläßt mich sonst! Sie lieben Willy unaussprechlich, ich weiß es, denn ich war ja Zeuge Ihrer mütterlichen Aufopferung, und Sie gewannen dadurch mein ganzes Herz. Aber je mehr Sie den Knaben lieben, um so größer muß doch Ihr Verlangen sein, daß er einst dastehe ohne Fehl, und daß Ihr Bild es sein werde, welches die weihevollsten Stunden des Jünglings und des Mannes schmücken kann. Der Moment müßte Ihnen als der furchtbarste erscheinen, in dem er entdecken sollte, daß Sie, um ihm die Grafenkrone zu retten, sich feindselig gegen begründete Rechte gezeigt. Der Name Vernon steht ohne Makel da, möge Willy Ihnen niemals vorwerfen, daß er diesen schönen Namen aufgeben mußte, um die alsdann zweifelhafte Ehre zu genießen, Graf Ashbury zu sein. Wehe Ihnen, wenn die Gestalt Robert Foundling's, des um seine Rechte Betrogenen, Willy einst rührender erscheinen sollte, als diejenige seiner Eltern! Wir ernten nur was wir gesäet haben! Und jetzt, Mylady, betrachten Sie einmal die Kehrseite des Bildes: Sie sind blühend, kräftig, Ihr Gemahl wohl ebenfalls, aber Sie können Beide früh hinweggerafft werden nach Gottes unerforschlichem Rathschluß und das liebenswürdige Kind stünde dann allein, ohne einen nahen Verwandten, ohne einen zuverlässigen Freund und Berather! Wie anders würde

es sein, wenn der früh Verwaiste in seinem Vetter, dem Haupt der Familie, den edel sorgenden Freund, den treuesten Angehörigen fände! Wenn die Hochherzigkeit, mit welcher seine Eltern ihren Würden und Ehren entsagten, um als sorgsame Verwalter sie liebevoll dem wiedergeschenkten Neffen zu übergeben, die bewundernden Blicke eines ganzen Landes auf sich gelenkt, dem Jünglinge die Herzen aller Edeln zugewendet hätte! Mylady, theure Frau, unser Opfer ist gleich groß, können Sie noch schwanken?"

„Nein, Harriet, beim allmächtigen Gott, ich schwanke nicht mehr, denn Kind, Du sprichst ja wie mit Engelszungen!" rief Lady Ashbury und zog das glühende, zitternde Mädchen an ihre Brust und preßte deren fieberheiße Hände fest in die ihrigen.

Eine Weile saßen Beide schweigend nebeneinander; was in dieser kurzen Spanne Zeit ihnen geworden: das Gefühl, ein Freundschaftsbündniß für das Leben eingegangen zu sein, es bewegte sie zu tief, als daß sie nicht die ungeahnte Wonne dieses Augenblicks hätten still genießen mögen!

„Harriet," sagte dann Lady Ashbury, „ich frage Dich nicht, warum Du entsagen mußt; glücklich bist und bleibst Du dennoch, auch wenn Du niemals dem Geliebten angehören kannst. In sich ein

Bild zu tragen, so hoch und herrlich, wie dieser Mann Dir erscheint, durch den Gedanken an ihn hinweggehoben zu werden über alle gewöhnlichen Freuden und Sorgen dieser Welt, das ist schon Seligkeit! Für gottbegnadigt muß ich die Frau halten, der solch' neidenswerthes Loos zugefallen ist." —

Die späte Stunde mahnte endlich die beiden Frauen, die nöthigsten Schritte zu berathen, welche in dieser Angelegenheit geschehen mußten.

„Morgen in aller Frühe will ich an Lord Ashbury schreiben, wie es steht; ich fürchte, daß ihn meine Nachrichten hart treffen werden, denn er ist reizbar und oft sehr düster gestimmt. Auch hat er Niemand neben sich, der gleich Dir es verstünde, nicht nur Balsam auf Wunden zu träufeln, sondern sie gleich einem wünschenswerthen Schmuck für uns hinzustellen."

„Darf ich Ihnen, verehrte Frau, einen Vorschlag machen? Mylord ist wohl — da Robert Foundling nicht mehr in der Nähe von Ashbury-Castle verweilt — nach London zurückgekehrt, und ich gehe ja ebenfalls dahin. Wenn Sie Lord Ashbury nur im Allgemeinen von der Sachlage benachrichtigen und mir erlauben wollten, vor ihm zu erscheinen — —"

„Thue das, theure Harriet; ich werde meinen

Gemahl darauf vorbereiten, daß er durch Dich alle Details erfahren soll. Wir sprechen morgen noch darüber; schlaf' süß, liebes Mädchen, Dir können ja nur holde Träume kommen!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Goldige Sonnenstrahlen hatten schon lange Harriet's Schlafzimmer erhellt, als das Mädchen aus tiefem erquickendem Schlummer erwachte. Wie ein schönes Traumbild erschienen ihr die Begebnisse des gestrigen Abends und nur allmälig gewann das Bild der Gräfin Ashbury — als ihrer Freundin — wiederum feste Gestalt. Nicht allein die Pflicht der Diskretion gebot Harriet, über die letzten Vorgänge und ihr verändertes Verhältniß zu Lady Ashbury gegen Frau Aird zu schweigen: die Freundschaft hat gleich der Liebe ihre Mysterien und Feinfühlende kennen überhaupt kein schleierloses Glück.

Sie hatte stets in Ausdrücken hoher Achtung von der Gräfin gesprochen; jetzt würde sie durch einen wärmeren Ton der Anerkennung ihrem Herzen genügen, ohne auffällig zu werden.

Lady Ashbury ließ schon zeitig die junge Freundin zu sich bitten, und eine glückliche Stunde des Austausches ihrer Ansichten und Gefühle besiegelte

den geschlossenen Herzensbund. Als Frau Aird und Harriet für die bevorstehende Abreise Alles geordnet hatten, kam Willy, um Lebewohl zu sagen, und überreichte den beiden Frauen im Namen der Mutter zwei wunderschöne Bouquets. Harriet mußte laut ihrer Bewunderung über die harmonische Farbenzusammenstellung und Gruppirung der herrlichen Blumen Ausdruck geben, die von einer Künstlerhand geordnet schienen.

„Herr Bennett und ich haben die schönsten Blumen, welche wir fanden, heute bei dem Gärtner ausgesucht!“ rief Willy mit freudigem Stolz. „Mama hat es so gewünscht und dann die Sträuße selbst gebunden. Sie sagt, es passe ihr nicht, durch den Diener fertige Bouquets für Frau Aird und Dich holen zu lassen!“

Immer auf's Neue faßte Willy Harriet's Hand und konnte nicht von dem geliebten Mädchen lassen. Sie mußte fest versprechen, ihm oft und viel zu schreiben und so bald als möglich zu ihm zurückzukehren. Auch Harriet wurde die Trennung von dem Knaben sehr schwer — würde sie ihn jemals wiedersehen? Frau Aird betrachtete — nachdem Willy das Zimmer verlassen hatte, eine Weile ihren schönen Strauß und sagte dann: „Lady Ashbury hat viel Lebensart, das halte ich für meine Pflicht, offen zu bekennen; so manche Dame würde

an deren Stelle wohl geglaubt haben, daß ein Bouquet für mich zu sparen sei; ich liebe taktvolle Menschen — selbst wenn sie zu den Vornehmen gehören! Ob die Gräfin wohl eigenes Vermögen besitzen mag, unabhängig von demjenigen ihres Gemahls?" fuhr sie ein wenig stockend fort, denn der braven Frau hatte sich der beunruhigende Gedanke aufgedrängt, wie traurig es sein müßte, wenn das liebenswürdige Kind und dessen taktvolle Mutter künftig — sobald Robert Graf von Ashbury wäre — nicht ihrem Stande gemäß zu leben vermöchten. Harriet drückte ihre Purpurlippen auf die Hand der mütterlichen Freundin, sie wußte ihr Dank für diese Frage, welche sie frohen Herzens beantworten konnte: „Lady Ashbury ist sehr reich; sie war die einzige Tochter des Herzogs von Leith und brachte ihrem Gemahl ein großes Vermögen zu. Und Willy hat vor zwei Jahren — wie mir die Gräfin heute zufällig mittheilte — von seinem Oheim, Lord Millgrave, eine bedeutende Summe geerbt."

Elkan hatte natürlich jedem Bewohner der Villa, mit welchem ein Gespräch sich anknüpfen ließ, von seiner Fahrt nach Genf und von seinen intimen Beziehungen zu „der Tochter des Nabob" erzählt. Es war ihm auch gelungen, ein riesenmäßiges Bouquet aufzutreiben, welches er der

schönen Engländerin bei deren Abfahrt überreichen wollte, und durch einen glücklichen Zufall konnte dieß im Beisein von vielen Zeugen geschehen. Denn Lady Ashbury stand neben Willy und Herrn Bennett auf dem Balkon vor ihrer Wohnung, Helldorf und Lenz promenirten in der Veranda und die reich beschenkte Dienerschaft aus der Villa umgab den Wagen der Scheidenden.

Harriet nahm den Strauß freundlich entgegen und Frau Aird reichte Elkan die Hand, wobei sie laut es aussprach, wie Miß Fenton gleich ihr sich stets dankbar seiner erinnern würde. Welch' ein köstlicher Tag im Leben des alten Stutzers! Elkan ging im Hause umher wie ein Feldherr, der nach vielen Niederlagen endlich einen glorreichen unantastbaren Sieg errungen hat. Dabei stellte sich für die Miteinwohner ein großer Gewinn heraus, denn Elkan, der seine Stellung nun für immer befestigt glaubte, wurde zurückhaltender, und Träumereien, in welchen „die Erbin von Millionen" keine geringe Rolle spielte, hemmten den früher unerträglichen Fluß seiner Rede.

Nach acht Tagen langten die beiden Frauen wohlbehalten in London an; Frau Aird verließ schon am nächsten Morgen die Hauptstadt, um sich zu Robert zu begeben, und Harriet, obwohl sie in hohem Maße sich angegriffen fühlte, beschloß

Lord Ashbury unverzüglich in seinem Palast aufzusuchen.

Der Schritt, welchen sie zu unternehmen gedachte, schien ihr jetzt weit schwerer und nach den zu erwartenden Folgen viel unsicherer, als sie an jenem Abende bei der Gräfin — in ihrer erhöhten Stimmung — es sich vorgestellt. Im Gespräche mit Lady Ashbury konnte sie andere Saiten erklingen lassen, als vor deren Gemahl geschehen durfte; auch war sie mit der Dame durch häufigen Verkehr und vor Allem durch Willy's Krankheit bereits in freundliche Beziehung getreten, während sie den Grafen niemals gesehen hatte. Die fragmentarischen Andeutungen über seinen Charakter, welche sie von Frau Aird — allerdings nach den Angaben einer so unzuverlässigen Berichterstatterin, wie Madame Leverrier es war — erhalten, und die flüchtigen Worte, mit welchen Lady Ashbury ihres Gemahls erwähnt, vermochten unmöglich Harriet ein zutreffendes Bild von dem Grafen zu gewähren. Doch John Vernon, der Gatte von Florence, der Vater des liebenswürdigen begabten Willy, konnte kein gewöhnlicher Mann sein! Harriet hatte sich die Freundschaft der Gräfin, die rührendste Anhänglichkeit seines Sohnes errungen; nein, nein, sie durfte nicht zagen, Lord Ashbury mußte gütig, gerecht, ritterlichen Sinnes sein!

Der Graf war mit dem Ordnen wichtiger Familienpapiere in seinem Arbeitskabinet beschäftigt, als man ihm die Ankunft von Miß Fenton meldete. Er befahl, daß man die junge Dame in den kleinen Empfangsaal führe, wohin er bald folgen werde.

Die beiden letzten Wochen hatten in den Gefühlen und Entschlüssen des Grafen eine außerordentliche Veränderung hervorgerufen.

Schwache Naturen erliegen wiederholtem Mißgeschick, dauernd auf sie eindringendem Unglück, so daß ihre Widerstandskraft gebrochen und dumpfe Resignation in ein Unabwendbares über sie zu kommen scheint. Tritt jedoch zu allem schon erfahrenen Leid ein neues, außer jeder Berechnung liegendes Unheil, so wird — wer forschend in das Leben blickt — voll Erstaunen gewahr werden, daß die darniederliegende Thatkraft dieser Schwachen sich zu einem so plötzlichen und heftigen Aufraffen, zu einem so hartnäckigen Ringen und Kämpfen emporbäumt, wie man dieß sonst nur bei starken, energischen Charakteren findet.

Lord Ashbury lebte nicht glücklich in der Ehe — denn für einen Mann, der durch leichte Siege über Frauenherzen verwöhnt ist, mußte wohl die Erkenntniß niederdrückend sein, daß die bewunderte und von ihm leidenschaftlich geliebte Gattin auf

ihn herabsieht und sich unbefriedigt fühlt; außerdem hatte der Verlust seiner beiden hoffnungsvollen Söhne ihn fast unheilbar getroffen. In seiner muthlosen Stimmung schenkte er den Berichten über Willy's zunehmende Körperkräfte keinen Glauben. Es war — so meinte der Graf — nur ein letztes Aufflammen der Lebenskraft, die um so schneller nun erlöschen werde. Dann deckte Alle, die ihn wahrhaft geliebt, das Grab! — Durch das Hervortreten eines Prätendenten auf die Würden, Ehren und Besitzthümer der Grafen von Ashbury wurde jetzt auch seine gesellschaftliche Stellung bedroht, und der Gedanke, auf diesem Platze niedergeworfen zu werden, war ihm unerträglich. Es gab ja noch immer eine große Zahl von Menschen, die ihm, dem reichen Grafen, schmeichelten, um seine Stimme, seine Protektion buhlten, und er war — in einem gewissen Sinne — selbst den besten seiner Standesgenossen ebenbürtig. Blieb ihm nur der Name „John Vernon" — und der Graf mußte sich gestehen, daß er diesem Namen keinerlei auszeichnenden Glanz verliehen — beschränkte sich sein ganzes Besitzthum auf die Mitgabe seiner Frau, auf das Vermögen seines Kindes, ein solcher Zustand war geradezu Vernichtung!

Robert Foundling, der ihn so bedrängte, wie schwer wiegend oder wie leicht auch dessen Ansprüche

wären, er wollte diesem Gegner nur nach hartem, verzweifeltem Kampfe weichen. Daß Florence in ihrem letzten Briefe beinahe für diesen Mann plaidirt, daß sie, die Stolze, sich sanft und nachgebend gezeigt, erfüllte ihn mit Grimm. Denn nach seiner Auffassung resignirte die Gattin nur, weil sie voraussetzte, er würde nachgeben; sie bequemte sich klugerweise in Zeiten zu einer Rolle, die ihr vor vielen Frauen schwer fallen mußte, weil sie den Gemahl eines thatkräftigen Handelns unfähig erachtete. Jetzt wollte er — und mit Erfolg — Florence das Gegentheil beweisen; Miß Fenton, ihre Abgesandte, würde er natürlich voll Höflichkeit empfangen, aber schon bei den Präliminarien die Unbeugsamkeit zeigen, welche in diesem Falle ihn beseelen mußte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Harriet wurde durch ein Treppenhaus und weite Korridore in einen Saal geführt, dessen Ausstattung ihr Schönheitsgefühl in hohem Maße befriedigte.

Die Täfelung der Wände und Decken — von reichem Schnitzwerk eingerahmt — die antiken Möbel, die kostbaren Gemälde alter Meister, Alles verrieth, daß Geschmack und Reichthum seit Jahrhunderten hier gewaltet und man die Schöpfungen der Vorfahren pietätvoll weiter geführt hatte. Daß man an einem solchen Besitzthume mit andern Gefühlen hängen müsse, als an einem modernen Bau, der — durch reiche Mittel in kurzer Zeit geschaffen — auch leicht wieder ersetzt werden könne, schien dem Mädchen nur natürlich. Sie fühlte in diesem Augenblicke den Schmerz, welchen alle Edlen empfinden, wenn sie, um größeren Pflichten zu gehorchen, genöthigt sind, geringere zu verletzen. —

Die Thür bewegte sich leicht in ihren Angeln,

Lord Ashbury trat ein. Der Graf, in der Mitte der vierziger Jahre stehend, war noch immer ein sehr schöner Mann, und heute verlieh der feste Wille, welcher ihn beseelte, seinen sonst weichen Zügen einen Ausdruck von männlichem Stolz und Energie, der das Fesselnde seiner Erscheinung noch bedeutend erhöhte. Harriet war überrascht von seinem Aeußern und ihr Anblick schien ebenfalls einen ungewöhnlichen Eindruck auf Lord Ashbury zu machen, denn sein Auge ruhte, als sie mädchenhaft schüchtern sich vor ihm verneigte, lange auf ihrem holden Antlitz. Der Graf sprach dann die üblichen Formeln der Höflichkeit mit dem ganzen Zauber der Rede aus, welcher ihn einst den Frauen so unwiderstehlich gemacht. Dabei hielt er sich von jeder Fadheit in Ton oder Wesen durchaus fern: es war eine zarte Huldigung, die auch dem älteren Manne, gegenüber einem schönen, anmuthigen, mit Geistesgaben reich ausgestatteten Mädchen, wohl ansteht.

Harriet mußte auf einem Sopha Platz nehmen, der Graf zog einen Lehnstuhl für sich heran. In lieblicher Weise bestellte nun das Mädchen die Grüße, welche Lady Ashbury und Willy ihr aufgetragen; sie erzählte von der Veränderung, die in dem Wesen des Knaben stattgefunden, und wie er — sonst bei dem geringsten Anlaß in Thränen

ausbrechend — sich jetzt zuversichtlicher bewege und die Elastizität der Jugendkraft zu gewinnen scheine.

Mit leuchtenden Augen, mit freudestrahlendem Gesicht hörte der Graf ihr zu; er fragte nach den Beschäftigungen des Knaben, nach seinen Spielen, seinen Unterrichtsstunden; Harriet wußte über Alles Auskunft zu geben und sagte dann:

„Es war ein mich beglückendes Zusammenleben, das mir durch Ihrer Gemahlin Güte, durch Willy's rührende Anhänglichkeit bereitet wurde. Lassen Sie mich, Mylord, auch vor Ihnen aussprechen, was ich Lady Ashbury beim Abschied offenbarte; es durfte nur in der letzten Stunde unseres Beisammenseins geschehen, weil man es sonst hätte für Schmeichelei aufnehmen können, und selbst den Schein einer solchen strebe ich ängstlich zu vermeiden: Der Name Vernon hat mich stets tief bewegt, wenn ich in die Geschichte meines Vaterlandes ihn verflochten fand. Was die Mitglieder anderer edeln Familien geleistet, ich vergaß es oft; wenn aber ein Vernon sich ausgezeichnet, das blieb für immer mir eingeprägt. Ich sah daher dem Eintreffen Ihrer Gemahlin mit einem Herzklopfen entgegen, als ob mir eine schöne Erfüllung lang gehegter Wünsche kommen werde, und so geschah es ja auch! Zeitlebens werde ich Lady Ashbury

und Ihrem Sohne dankbar bleiben für alle Liebe, die ich von ihnen erfahren."

Lord Ashbury war jedem Worte Harriet's mit dem höchsten Interesse gefolgt, ja mit einer Spannung, die ihm selbst unerklärlich schien.

„Meine Frau und Willy, Miß Fenton," erwiederte er, „sind nur dem Gesetze einer Anziehungskraft gefolgt, der wohl Niemand sich entziehen dürfte! Nehmen auch Sie diese Worte für keine Schmeichelei, die mir in hohem Grade unpassend erscheinen würde. Ich wollte dadurch nur hervorheben, wie natürlich es ist, daß Jedermann Ihnen gern willfahrt, und daß es mir schwer fällt, ein Verlangen an Sie zu stellen, welches Sie vielleicht befremden wird. Lady Ashbury hat mir geschrieben, daß ich durch Sie Nachrichten über die Persönlichkeit und die früheren Schicksale eines jungen Mannes erhalten solle, der sich Robert Foundling nennt. Meine Beschlüsse in dieser Angelegenheit sind reiflich erwogen und stehen unwandelbar fest. Ihnen und mir geschieht daher ein Dienst, wenn der Name jenes Herrn zwischen uns nicht weiter erwähnt wird."

Harriet hob bittend ihre herrlichen Augen zu ihm auf und entgegnete: „Mylord, gestatten Sie mir ein Wort der Widerrede. Jeder unter uns, dessen Gemüth von schwerer Angst und Sorge be-

drängt ist, der bebend vor einer wichtigen Entscheidung steht, schüttet sein Herz vor Gott aus, er fleht um ein Abwenden oder Gewähren dessen, was für ihn Vernichtung oder Leben bedeutet. Und wie vermessen es auch erscheinen mag, daß wir hoffen, der Weltenregierer werde zu unsern Gunsten abweichen von seinen allweisen Plänen, wir flehen dennoch, weil wir müssen, weil es unser Herz erleichtert, weil bei diesem Flehen unser Sinn geläutert, unser Gemüth erhoben wird. Wie sollte ich nun vor Ihnen schweigen, wenn ich fühle, daß ich sprechen muß? Kann nicht ein Wort in meiner Rede sein, das den Zugang zu Ihrem Herzen findet? Und habe ich umsonst gesprochen, so darf ich wenigstens mir sagen, daß nicht Menschenfurcht mich davon abhielt, zu thun, was Recht und Pflicht von mir erheischen."

Harriet machte eine Pause, um eine Antwort oder eine Bewegung der Zustimmung zu erlangen. Der Graf schien in tiefem Sinnen verloren und sagte endlich kurz: „Fahren Sie fort, Miß Fenton!"

Harriet erzählte nun von der wunderbaren Rettung des Kindes durch chinesische Piraten, von seinem Auffinden in Singapore, von den Armbändern, die er als Knabe getragen, welche — ein Erbstück der Familie Harley — zuletzt Robert Vernon angehört hatten, und wie von dem Arzte,

welchem Fenton den Auftrag gegeben, den Körper des Findlings zu untersuchen, als besonderes Kennzeichen eine quer über das linke Bein gehende Narbe hingestellt worden sei.

„Vor wenigen Tagen nun hat ein ganz unbetheiligter Mann," berichtete Harriet weiter, „es als unzweifelhaft dargethan, daß der dreijährige Robert Vernon sich in Madeira bei einem Fall verletzte und eine quer über das linke Bein gehende Wunde davon trug."

Nachdem sie ihr Begegnen mit Elkan dem Grafen geschildert, fuhr Harriet fort: „Niemals, Mylord, hat das Walten einer höhern Macht mich tiefer ergriffen als gerade hier: ich wähnte nur dem Zuge meines Herzens zu folgen, das mir gebot, einen schwer beleidigten Mann durch einige freundliche Worte aufzurichten, und war von Gott ausersehen, unumstößliche Beweise für die Herkunft Robert's herbeizuschaffen. Ich durfte den Bau vollenden, zu welchem Andere vorsorglich den Grund gelegt! — Viel treue, liebevolle Sorge ward dem Knaben in Singapore zu Theil, und er bestrebte sich, alle genossenen Wohlthaten durch unausgesetzten Fleiß, durch alle möglichen kleinen Dienste und Gefälligkeiten zu vergelten. Es war in früher Jugend schon ein Leisten und Gegenleisten! Wie kann sich aber ein solches Verhältniß mit dem von Eltern

und Kindern vergleichen? Jene unaussprechlich süße Zuversicht, daß wir nichts zu leisten brauchen, um geliebt zu werden, daß unser bloßes Dasein ein Glück für Andere ist, daß unsere kindlichen Spiele und Tändeleien, gleichwie unsere Sorgen und Schmerzen, dieselbe Duldung, dasselbe Verständniß finden, daß wir Alles, was uns bewegt, achtlos auf ein anderes Herz werfen dürfen und gewiß sind, milde Worte, Trost und Beruhigung dort zu finden, das läßt uns ja zu Eltern aufblicken wie zu Göttern neben Gott! Verkörpern doch die Geliebten uns das Höchste an Liebe und Treue, was der Menschengeist zu ersinnen vermag! Und wie der Muttername die Fülle des Segens und Erbarmens in sich trägt, so erwarten wir von dem Vater: Schutz, Förderung, immer bereites Mühen, unsern Lebensweg zu ebnen! ‚Sein Vaterauge wacht!‘ mit dem Worte preisen wir ja die höchste erbarmende Güte und Sorge Gottes! O, Mylord, all' dieß Glück ohne Gleichen hat Robert Foundling nie gekannt, soll er jetzt noch mit Ihnen, der auf Erden ihm am nächsten steht, um seine Rechte kämpfen?“

„Sie malen mit ergreifenden Farben das Glück, welches Sie in Ihrer Kindheit und Jugend genossen, Miß Fenton,“ antwortete der Graf, von der eigentlichen Frage geschickt ablenkend.

„Ich schildere, was ich ebenfalls entbehrt habe, Mylord, entbehrt unter brennenden Schmerzen! Meine Mutter starb sehr jung, als ich zwei Jahre zählte, sie erlag dem Klima Indiens, wie die Aerzte meinten.“

„Aber Ihr Vater, Miß Fenton, durfte über Sie wachen bis vor kurzer Zeit, und sich an der holdesten, liebenswerthesten Tochter erfreuen!“

„Ich habe auch meinen Vater nicht gekannt; Fenton war der Oheim meiner Mutter!“ floß es unwillkürlich von Harriet's Lippen.

„War Ihre Mutter schon früher vermählt, und wurde deren Ehebund in Folge von Zerwürfnissen der Gatten wieder gelöst?“

„Ich weiß es nicht — ein Geheimniß ruht über dieser Verbindung meiner Mutter —“

„Fenton!“ murmelte der Graf vor sich hin, „einen Mann dieses Namens habe ich niemals gekannt! Ein Dörfchen in Wales heißt Fenton! Herr Fenton,“ wendete er sich fragend wiederum an Harriet, „hätte keinen andern Namen, er hieß stets Fenton, nicht wahr?“

„Ich verstehe nicht den Sinn dieser Frage, Mylord; die Firma in Singapore zeichnete: James Oliver Fenton!“

„Und der Mädchenname Ihrer Mutter war?“

„Margaret Stone, Mylord!“

Fragen und Antworten waren so schnell gefolgt, und Harriet befand sich in so großer Aufregung, daß sie die außerordentliche Veränderung in Lord Ashbury's Zügen nicht sofort bemerkte. Er war leichenblaß geworden bei ihren letzten Worten und seine bebende Hand griff nach der Lehne des Sessels, um sich zu stützen. Mit Mühe brachte er die folgenden Worte hervor: „Ihr Ausspruch — Miß Fenton — war sehr richtig: auch ich erkenne — deutlich — das Walten — einer höheren Macht in Allem, das ich durch Sie erfahren! Ich werde noch heute an Lady Ashbury schreiben — — und die Pforten von Ashbury-Castle sollen Robert Vernon — offen stehen!"

„O, Mylord" — Harriet brach in Thränen aus — „Sie sind edel, Sie sind gütig, ich wußte ja, auch Sie würden den Namen Vernon hochhalten! Ich vermag kaum zu sagen, wie tief es mich geschmerzt hätte, auf dem Namen einen Flecken zu sehen!"

„Ich habe eine Bitte an Sie — Miß Fenton — ziehen Sie an der Klingelschnur — dort über der Thür! Ich fühle mich plötzlich unwohl — ich möchte meinen Diener herbeirufen!"

Harriet that wie der Graf geheißen und sagte dann, sich verabschiedend: „Was Ihr hochherziges Opfer Sie kostet, ich empfinde es, Mylord! O,

lassen Sie nicht ohne Ihre Verzeihung mich von dieser Schwelle scheiden — —"

„Ich habe nichts zu verzeihen! Gott behüte Sie!" Mit Mühe erhob sich der Graf, aber Harriet bis zur Thüre zu geleiten vermochte er nicht.

Als sie das Zimmer verlassen, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und rief zusammenbrechend: „James Oliver, die fürchterliche Stunde ist da, welche Du mir prophezeit!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Harriet erreichte ihre Wohnung in einer Doppelstimmung, welche sie beunruhigte und quälte und selbst in angstvollen Träumen ihre Nachtruhe störte. Sie hatte für den Geliebten erreicht, was ihre kühnsten Hoffnungen nur erwarten konnten, aber das Bild des Grafen wich keinen Augenblick aus ihrer Seele.

Welche Veränderung — nun sie ruhig Alles nochmals prüfte — von seinem ersten stolzen Auftreten bis zu der krankhaften Gebrochenheit, in der sie ihn verließ! Wie hängt doch das menschliche Herz an all' dem Glanz des Reichthums und der Ehre, der sich in den Stunden banger Körper- oder Seelenpein so machtlos erweist, und von dem wir — ach wie bald! — für immer scheiden müssen! — In der Frühe des nächsten Morgens kamen Briefe von Robert und der mütterlichen Freundin.

Zitternd erbrach Harriet den Brief des unaus-

sprechlich theuren Mannes. Ihr trunkenes Auge las, was durch Jahrtausende immer auf's Neue wie eine himmlische Offenbarung zum Menschenherzen klingen, was für alle Zeiten den Anfang und das Ende seligen Begehrens bilden wird! Robert, jetzt auf der Höhe des Lebens sich wissend, legte alle Schätze, welche ein gnädiges Geschick ihm aufbewahrt, zu der Geliebten Füßen, und bat in einem feurig dahinflutenden Strome der Beredsamkeit um ein einziges Wort der Gegenliebe! Und sie mußte entsagen! Der Name, welchen die Erwählte dem Grafen Ashbury zubrachte, durfte auch nicht den leisesten Makel aufweisen, und bange Ahnung sagte Harriet, daß Fenton's hinterlassene Papiere Unheilvolles enthalten würden. —

Da lag noch unerbrochen der Brief von der treuen Aird! Wie schalt sich Harriet, daß sie, ganz verloren in dem Gedanken an Robert und ihr hartes trauervolles Loos, nicht sogleich die Worte der braven Frau gelesen!

Diese berichtete in ihrer praktischen Weise, daß Robert gesund, blühend, strahlend von Glück und Freude sei, und daß es ihr viel Mühe gekostet, ihn in Edinburg zurück zu halten.

Herr Cutts sei aber ihrer Meinung gewesen, daß Robert noch wenige Tage dort bleiben müsse. Denn nachdem der rechtsgelehrte Herr die alten

und neu hinzugekommenen Dokumente geprüft, auch die Handschrift auf der Visitenkarte mit einem noch vorhandenen Schreiben von Lady Ann verglichen und vollkommen übereinstimmend gefunden, habe er Robert anempfohlen, sich Lady Harley als ihr Enkelsohn vorzustellen. Der Arzt der Dame — welchen man zu Rath gezogen — wolle es übernehmen, die Matrone auf die wunderbaren Schicksale und die Ankunft Robert Vernon's vorzubereiten. Die Zusammenkunft werde wohl am nächsten Tage stattfinden, und Robert dann unverzüglich nach London abreisen.

Harriet fühlte nicht den Muth, Auge in Auge dem geliebten Manne ein Nein zu sagen; sie mußte einer Zusammenkunft ausweichen und schriftlich ihre Willensmeinung äußern. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, um Fenton's Vermächtniß zu lesen; aus ihm wollte das Mädchen sich die Kraft holen, so zu wandeln, wie ihr stolzer Sinn, ihr reines Herz es erheischten.

Sie schloß die Kassette auf, lösete die Siegel des Dokumentes und las:

„Geliebte Harriet!

„Ich hoffe zu Gott, daß unser Freund West diese Papiere Dir in dem Augenblicke einhändigen werde, wo Du beschlossen hast, Robert Foundling Deine Hand zu reichen. Er ist der Gatte, den ich

seit langer Zeit Dir im Geiste bestimmt habe, und wäre es mir vergönnt gewesen, Eure Hände in einander zu legen, so hätte nur Robert erfahren, was Du hier aufgezeichnet findest. Allein meine Tage sind gezählt; es kann ein anderer Mann Deine Neigung gewinnen, Du mußt erfahren, wer Dein Vater ist, ehe Du über Dein Leben entscheidest. Ich spreche zu seiner Tochter, und werde mich — soweit dieß möglich ist — bemühen, jedes harte Wort über ihn zu vermeiden.

„Deine Mutter, Margaret Stone, wurde eine Waise, als sie acht Jahre zählte; sie war meiner Schwester einziges Kind und verlor ihre Eltern fast zu gleicher Zeit an einer Epidemie, die in Deinem Geburtsstädtchen, Harrington, ausgebrochen war. Die Kleine blieb mittellos zurück, denn ihr Vater, der eine untergeordnete Stelle bei der Accise bekleidete, hatte nie mehr erworben, als des Lebens Nothdurft erforderte. Ich, ihr einziger Verwandter, war damals vierundzwanzig Jahre alt und Commis in einem großen Exporthause in Liverpool. Mein Prinzipal — sehr zufrieden mit meinen Leistungen — gab mir einen Antheil an dem Gewinn des Geschäftes, und ich konnte deßhalb für das verwaiste Kind nicht nur in Herzensfreudigkeit sorgen, sondern auch Ersparnisse machen. Alljährlich benutzte ich einen vierzehntägigen Urlaub, um Mar-

garet, die ich bei einer braven Bürgerfamilie in Harrington untergebracht hatte, zu besuchen. Niemals kam ich ohne Geschenke, die sie erfreuen mußten, stets machte ich mit dem Kinde einen Ausflug an die nahe Seeküste. Margaret war bald mit rührender Anhänglichkeit mir zugethan, und wir standen in einem fleißigen Briefwechsel. Im Alter von dreißig Jahren hatte ich bereits ein kleines Kapital erspart, um selbstständig Etwas unternehmen zu können. Mein Augenmerk war stets auf Indien, und namentlich auf Singapore gerichtet gewesen, dessen außerordentlich günstige Lage es bald zu einem Emporium für den Handel von drei Welttheilen machen mußte. Ich associrte mich mit einem vermögenden jungen Manne, der sich entschloß, in Singapore seinen Aufenthalt zu nehmen — ich blieb in Liverpool — und wir arbeiteten gemeinsam. Unsere Unternehmungen hatten einen beispiellosen Erfolg; in wenigen Jahren durfte ich mich als einen reichen Mann — nach dem Maßstabe damaliger Verhältnisse — betrachten. Dieß beglückte mich geradezu, denn schon lange hatte eine Idee mich allein beseelt, alle meine Schritte geleitet, und ein Bild in meinem Gemüth den Platz eingenommen, der sonst nur Gott gebührt: ich gedachte Margaret heimzuführen! Sie war zu einem reizenden Mädchen erblüht — Du,

Harriet, hast die schönen Farben Deiner Mutter, das liebliche Oval des unschuldigen Gesichtes, den kleinen Mund, das Grübchen in den Wangen. Von Deinem Vater aber die höhere Gestalt, die fein geschnittene Nase, den stolzen Ausdruck der dunkeln Augen.

„Margaret mit allen Freuden zu überschütten, welche meine Liebe und die günstigste Lage nur zu gewähren vermochten, wie herrlich malte ich es mir aus! Sie war allerdings sechzehn Jahre jünger als ich, aber sie liebte mich so innig, ich war der Vertraute, dem sie alle schuldlosen Regungen ihres Herzens offenbarte. Wieder kam ich nach Harrington und hatte im Geiste mir überlegt, was ich ihr sagen wollte. In Margaret's Wesen gab sich jedoch eine Veränderung kund, die ich mir nicht zu enträthseln vermochte, und die meine Aussprache hemmte. Das Mädchen erschien mir schöner als je, ihre Augen strahlten in Jugendglück und Lust, sie war freundlich und herzlich zu mir, wie stets, allein sie wich einem ungestörten Beisammensein mit mir eher aus, als daß sie es gesucht hätte. Ich reiste ab, ohne über mein Empfinden gesprochen zu haben. Als ich wieder bei meinen Büchern und Rechnungen saß, kam mir der tröstende Gedanke, daß ich Eines nicht in Betracht gezogen habe: das zur Jungfrau erblühte Mädchen hatte wahrschein-

lich — mit dem allen Frauen eigenen Scharfblick — meine Liebe erkannt und mädchenhafte Scheu hieß sie in Zurückhaltung mein Werben erwarten.

„Ich jauchzete auf, als ich diese Lösung ihres veränderten Benehmens gegen mich gefunden hatte; schnell wollte ich noch die allerdringendsten Geschäfte abwickeln und dann wieder zu Margaret eilen. Immer kamen neue Aufträge, die keine Verzögerung erlaubten, ich mußte — bebend vor Ungeduld — in Liverpool bleiben, sollten nicht großartige Unternehmungen in Stocken gerathen und ich unehrenhaft gegen meinen Partner handeln. Es vergingen fünf bange Monate, da kam ein Brief von der Frau, in deren Hause Margaret lebte. Er meldete, daß sie an einem heftigen Fieber erkrankt sei und der Arzt große Besorgniß um die Kranke hege. Nun war kein Halten mehr; ich reiste ab und traf um Mitternacht in Harrington ein. Ich erfuhr, daß Margaret zu schlummern scheine, die wirren Phantasiegebilde hätten vor einer Stunde aufgehört. Schnell legte ich die Reisekleider ab und trat leisen Schrittes in das ganz verdunkelte Krankenzimmer ein. Die Wärterin ersuchte ich, mich allein zu lassen und setzte mich neben Margaret's Bett. Würde Gott sie mir erhalten? Erst in solchen Momenten erkennt man vollständig, was unsere Geliebten uns sind! Da, in diesem schmalen

Raum, bedrängt von schwerer Krankheit, ruhte nun meines Lebens höchster Einsatz und Gewinn! Ich flehte um Erhaltung ihres Lebens, ich gelobte feierlich, über sie zu wachen mit nie wankender Liebe und Treue! Margaret's Athem ging so leise, kaum hörte man ihn mehr; ich beugte mich auf sie nieder, um mich zu überzeugen, daß sie noch dem Leben angehöre. Da schlang Margaret ihre Arme um meinen Hals und flüsterte in einem Ton der Liebe, wie ich ihn noch niemals von Menschenlippen vernommen: ‚O John, ich wußte, daß Du wiederkommen würdest, Du konntest ja Dein Weib nicht verlassen!‘

„Harriet, dieser Augenblick wird vor meiner Seele stehen, bis des Todes Hand mich erfaßt! Denn Margaret sprach nicht im Fieberwahn, ihre Stimme hatte den gewohnten Klang.

„‚Mein Geliebter, warum sprichst Du nicht zu mir, wie lange ist es schon, daß ich den süßen Ton Deiner Stimme entbehrt habe!‘ flüsterte sie wieder.

„Sanft löste ich Margaret's Hände, die mich noch umfaßt hielten, und sagte: ‚Margaret, mein Kind, erwache aus Deinem Fieber, ich bin neben Dir, Dein Onkel James!‘

„‚Ach, Du bist hier, Onkel! Fieberte ich, was sprach ich?‘ fragte sie ängstlich.

„‚Ich konnte es nicht deuten, es war verworren, unzusammenhängend, wie Kranke eben sprechen‘ —

„‚Guter Onkel!‘ Gleich Eistropfen fielen die Worte von den Lippen, die eben solch’ heiße Liebesworte gehaucht. ‚Ich bin müde, Onkel, darf ich wieder schlafen?‘

„‚Versuche zu schlafen, mein Kind, ich werde sorgen — daß nichts Deine Ruhe stört!‘

„‚Treuer, guter Onkel!‘ Sie reichte mir die Hand, ich aber stürzte in eine Ecke des Gemachs und schämte mich der hervorquellenden Thränen nicht. Ich hatte sie verloren! Nein, das war nicht das rechte Wort, denn sie hatte mir ja nie angehört. Aber wenn ich entbehren mußte, was mir so unsagbar theuer erschienen, wer hatte dabei gewonnen? Wer war der Mann, den sie herbeisehnte mit heißem Flehen?

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Margaret war bald außer Gefahr, allein sie sah jammervoll aus; hätte ich nur die Rosen auf ihren Wangen wieder blühen sehen, ich meinte dann leichter allen Schmerz tragen zu können. Es schien mir unpassend, bei Fremden Nachforschungen darüber zu halten, wer Margaret sich genähert habe, und ich sagte daher, als ich von ihr Abschied nahm: ‚Vergiß nicht, Margaret, daß Du einen Freund und Beschützer hast in jeder Noth und Gefahr; ich thäte gern Etwas für Dich, und je schwerer es zu vollbringen wäre, um so lieber sollte es mir sein!‘

„Sie reichte mir dankend ihre Hand, aber sie schwieg.

„Drei Wochen mochten seitdem vergangen sein, da pocht es um die Mittagszeit an meine Thür; Margaret in Reisekleidern tritt ein. Ihre Wangen waren eingefallen, ihr Auge blickte düster, ihr Gang war schleppend.

„‚Willkommen, geliebtes Kind, welche Freude habe ich, Dich zu sehen!‘ rief ich ihr zu, während mir das Herz bei ihrem Anblick brach. Sie setzte sich zu mir auf das kleine Sopha in meinem Arbeitszimmer und sagte: ‚Onkel, ich komme zu Dir in meiner höchsten Angst; ich bin verheirathet — und weiß nicht, wo mein Gatte augenblicklich weilt. Alle meine Briefe bleiben unbeantwortet, weil sie wahrscheinlich ihn nicht finden. Vielleicht ist auch er krank, wie ich es war — — ach, mein Kopf brennt noch immer; ich mußte mich einem Menschen entdecken, wer konnte das sein außer Dir?‘

„‚Ich danke Dir für Dein Vertrauen, liebe Margaret, und werde es zu rechtfertigen wissen. Aber einen Vorwurf kann ich Dir nicht ersparen: warum machtest Du mir, Deinem nächsten Verwandten, Deinem ältesten Freunde ein Geheimniß daraus, daß Du einem Manne angehören wolltest? Und wie war es möglich, daß ein Priester Deine Ehe einsegnete, ohne daß ich — Dein Vormund — meine Einwilligung gab?‘

„‚Niemand durfte von unserer Verbindung wissen; John's Eltern sind vornehm, sehr adelstolz — —‘

„‚Erzähle mir, wie Alles gekommen ist, Margaret, damit ich ersehen kann, wie Dir zu helfen wäre!‘

„‚Ja, Onkel, ich will es thun! Du mußt mir

aber Dein Wort geben zu schweigen, auch den Namen meines Gatten nicht zu erforschen suchen. Laß mich ihn John nennen, wie es immer zwischen uns geschah.'

„Den Inhalt der nun folgenden Mittheilung Margaret's will ich versuchen getreu zu erzählen; die rührende Unschuld und Arglosigkeit, mit welcher sie sich ausdrückte, würde jedoch Niemand wiederzugeben verstehen.

„In dem Städtchen Harrington war vor Jahresfrist ein junger schöner Offizier erschienen, um Rekruten einzuexerziren. Er wohnte zuerst dem Hause gegenüber, in welchem Margaret lebte und begann sehr bald durch Blicke und Grüße zu zeigen, wie ungemein sein vis-à-vis ihn interessire. Dann miethete er eine Wohnung in demselben Hause, und so oft Margaret in den kleinen dazu gehörenden Garten sich begab, war der schöne Offizier — ein außerordentlicher Blumenfreund — dort bald zu finden. Er redete sie an und sprach, wie das Mädchen noch Niemanden hatte sprechen hören; dabei unterstützten seine herrlichen Augen auf's Wirksamste die süßen sie bestrickenden Worte. Auch mit Büchern versorgte er Margaret und hieß sie Shakespeare's ‚Romeo und Julie' lesen, dieß Hohelied der Liebe, wie er's nannte. Sie meinte schüchtern, als John ihr Urtheil darüber zu hören

begehrte, daß solch' leidenschaftliche, dem Grabesschrecken und Tode trotzende Liebe wohl kaum in der Wirklichkeit zu finden sein möge. Er aber betheuerte, daß nur Mädchen wie Julie selten wären, Männer, welche empfänden gleich Romeo, seien ihm wohlbekannt. Ein Uebergang von Romeo's Gefühlen zu den eigenen war leicht gefunden, und Margaret vernahm — sicherlich ebenso entzückt, als die Tochter Capulet's — heiße Liebesworte und Schwüre.

„Die Liebenden sprachen sich nun häufig in dem kleinen Garten, oder auf Spaziergängen, wo sie scheinbar zufällig einander begegneten. Aber diese kurzen, verstohlenen Zusammenkünfte genügten dem feurig Liebenden nicht: er wollte Margaret zu seinem Weibe machen. Seine Familie hatte ihren Sinn ganz auf eine reiche vornehme Schwiegertochter gerichtet, John jedoch sah nur auf Reize, Herzensgüte, holde Unschuld, und in Margaret fand er Alles vereint, was seine schönsten Träume ihm gezeigt. Treuer Liebe würde es später schon gelingen, die Vorurtheile von John's Eltern zu entkräften; augenblicklich wäre aber eine heimliche Ehe durch die Verhältnisse geboten.

„Margaret bat, wenigstens mich, der seit ihren Kinderjahren väterlich für sie gesorgt, von ihrem Bunde benachrichtigen zu dürfen. John konnte das

nicht gestatten; es hieß seine Eltern beleidigen, wenn ein Anderer erführe, was ihnen verborgen bleiben mußte.

„John entwarf nun folgenden Plan: er wollte auf drei Wochen Urlaub nehmen, angeblich um Seebäder in Ramsgate zu gebrauchen, in Wahrheit würde er jedoch nach einem Fischerdörfchen an der Ostküste von Schottland gehen. Margaret besaß — wenige Meilen davon entfernt — eine Schulfreundin, welche sie mehrmals eingeladen hatte, einige Zeit bei ihr zu verweilen. Die Familie, in der Margaret lebte, konnte gegen einen solchen Ausflug weder Einspruch erheben, noch irgendwie Argwohn schöpfen. Margaret sollte auch in der That die Freundin auf zwei Tage besuchen und dann in dem schottischen Grenzdörfchen Ullersdale mit John zusammentreffen. In Schottland ist es zu einem gültigen Ehebündniß genügend — so hatte John gesagt — wenn ein Mann vor Zeugen ausspricht: ‚Ich nehme dieses Mädchen — also hier: Margaret Stone zu meinem Weibe!‘ Dasselbe gelte auch, wenn er vor dem Altar durch diese bindende Formel sich ihr angelobe.

„Alles geschah wie es besprochen worden war. Margaret in ihren besten Kleidern, John ebenfalls festlich geschmückt, betraten das leere Gotteshaus, knieten vor dem Altare nieder und John sprach die

bedeutungsvollen Worte aus. Von den Schauern des reinsten, höchsten Glückes ergriffen, sank das Mädchen an des Geliebten Brust.

„Eine geschlossene Kutsche erwartete das junge Paar am Ausgange von Ullersdale und John führte seine Gattin in eine zierliche Wohnung des Fischerdörfchens, welche er unter dem Namen von Charles Wilson gemiethet hatte. In seliger Freude verflossen vierzehn Tage, dann mußten sie — und Jeder allein — die Rückreise antreten. John hatte jedoch der tief betrübten Margaret zuvor versprochen, daß er zum Herbst einen längeren Urlaub nehmen werde und es war selbstverständlich, daß ihnen dann gleich wonnevolle Tage bevorstünden. Nur im Geheimen konnten die Gatten sich jetzt sehen und bald kam ein Trauerbrief: man rief John nach Hause, da dessen Vater schwer erkrankt war! Wann würde sie ihn wiedersehen? Auch Briefe durften nur mit der höchsten Vorsicht gewechselt werden; Margaret hatte die ihrigen unter der Adresse: ‚Mr. Wilson' poste restante nach B., einem Flecken in der Nähe von seiner Eltern Schlosse, zu senden, John würde ebenfalls poste restante an Miß Margaret Stone schreiben. Margaret's weiblicher Stolz sträubte sich zwar dagegen, von dem Gatten Briefe unter ihrem Mädchennamen zu erhalten, doch das Geheimniß mußte gewahrt bleiben. An-

fangs kamen regelmäßig die süßen Liebesworte John's und erfüllten Margaret mit unaussprechlichem Glück, dann wurden seine Briefe seltener und endlich blieben sie ganz aus. Die Angst, der Schmerz, die Sorge — Margaret fühlte sich Mutter — warfen das junge Weib auf das Krankenlager; ihr erster Ausgang, als sie genesen, war nach dem Postamte, keine Zeile fand sich vor! Nun beschloß sie, Rath und Hülfe bei mir zu suchen.

„Meine Empfindungen will ich nicht schildern, denn eine solche Form der Eheschließung, wie die erzählte, kennen auch die Schotten nicht; die Aermste war schmählich betrogen worden, aber sie durfte es nicht ahnen: ihre verstörten Züge, ihre bebenden Lippen sagten mir, daß zwei Leben auf dem Spiele ständen.

„‚Margaret,‘ entgegnete ich, ‚Du wirst Recht haben: wahrscheinlich ist John erkrankt; ich will morgen nach B. fahren, um zu hören, ob man die Briefe für Wilson von der Postexpedition abgeholt hat? Erschrick nicht, wenn ich Dir gestehe, daß ich den Familiennamen Deines Gatten errathen mußte, denn in der Nähe von B. liegt ja nur ein Landsitz unseres hohen Adels und dieser gehört zu den Sehenswürdigkeiten Englands. Ich gebe Dir mein Wort darauf: Niemand soll erfahren, was Du mir anvertraut hast. Ohne den Namen Deines John

zu wissen, müßte ja auch meine Reise erfolglos bleiben, denn wie hätte ich sonst mich erkundigen sollen, ob Der, für welchen Deine Briefe in Wirklichkeit bestimmt sind, krank, oder vielleicht auf einer Dienstreise abwesend sei? Vor Allem beruhige Dich; hoffentlich bringe ich Dir gute Nachrichten!'

„Meine erste Sorge war nun, eine kleine Wohnung für Margaret zu beschaffen; dann schrieb ich nach Harrington, daß meine Mündel einige Wochen in Liverpool verweilen werde, um die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt und der Umgebung in Augenschein zu nehmen.

„An einem erquickenden Herbstmorgen trat ich die kurze Reise an, denn das Dampfroß läßt ja alle Entfernungen auf ein geringes Maß zurückgehen.

„Drei Briefe Margaret's lagen noch bei der Postanstalt zu B. unabgeholt; als Grund davon gab man mir an, daß Charles Wilson, der Kammerdiener des jungen Lord, sich mit seinem Herrn auf dem Landsitze eines Herzogs in Derbyshire befände. Doch erwartete man — wie ich auf dem Schlosse vernahm — John an dem nächsten Tage zurück.

„Es hat meiner Denkweise stets fern gelegen, dem Leben und Treiben Anderer nachzuforschen; über den Charakter des Mannes, den Margaret

für ihren Gatten hielt, glaubte ich jedoch Erkundigungen einziehen zu müssen. Die mir zukommenden Nachrichten lauteten übereinstimmend dahin, daß der junge Kavalier ein Meister in Liebeshändeln, ein überaus glücklicher ‚Don Juan' sei. Ich beschloß seine Rückkehr abzuwarten, und — ohne mein an Margaret verpfändetes Wort zu brechen — mit ihm in Unterhandlung zu treten. Ein voller Tag lag zwischen diesem Zusammentreffen mit meinem bittersten Feinde, und alle meine Wanderungen in jenen bangen qualvollen Stunden zogen mich immer wieder zu dem Schlosse seiner Vorfahren hin.

„Auf sanfter Anhöhe sich hinziehend liegt der Prachtbau da, um den die Konturen des nahen Gebirgszuges als schönster Hintergrund sich malerisch gruppiren. Aus den Fontänen, welche die Terrassen zieren, stäubten krystallhelle Wasser in glitzerndem Strahle empor und mischten ihr sanftes Geplätscher mit dem Rauschen der Waldbäume im nahen Park. Die rothen Blätter des wilden Weines rankten sich um schlanke Marmorsäulen und aus den Teppichbeeten glänzten farbensprühende Blumen hervor. Es war ein Anblick, um das Herz mit innigem Dank gegen Gott zu erfüllen und mit Stolz über die Geisteskraft des Menschen, der die Wunder der Schöpfung so harmonisch zu verbinden weiß.

„Und der Mann, welcher inmitten dieser Zauberwelt lebte, der nicht zu kämpfen brauchte um des Daseins gemeine Noth, sondern seinen Geist nähren durfte mit allem Schönen und Hohen, er hatte alle seine Gaben verwendet, um schonungslos und mit Ungestüm die holde Blume zu brechen, die ich so lange Jahre voll Ehrfurcht gehütet und gepflegt! Aber ich wollte ihm verzeihen, ja ich wollte mich bemühen seiner mit Wohlwollen zu gedenken, wenn er sich bereit erklärte, das begangene Unrecht zu sühnen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Spät am Nachmittage sollte mir die erbetene Unterredung mit dem zurückgekehrten Lord zu Theil werden. Man führte mich über Marmortreppen und durch weite Hallen; überall traf der Blick auf Gold, Krystall, Statuen, Gemälde und Spiegelwände. Endlich befand ich mich in einem Eckzimmer mit der Aussicht auf den Park; ich wendete mein von all' dieser Pracht geblendetes Auge auf die dunkeln Waldbäume und stand so ganz in Sinnen verloren, daß ich das Eintreten John's gar nicht bemerkte und plötzlich die Worte mein Ohr trafen: ‚Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr?' Schnell kehrte ich mich um und nie zuvor habe ich einen schöneren Kopf, niemals eine elegantere Männergestalt erblickt. John, der meine Visitenkarte in der Hand hielt, ersuchte mich, Platz zu nehmen; ich lehnte es ab — angeblich, weil ich nur wenige Worte zu sagen hätte, in Wahrheit,

weil ich auch für die geringste Höflichkeit ihm nicht verpflichtet sein mochte.

„‚Mylord‘, begann ich, denn wir geben ja aus Höflichkeit auch den nachgeborenen Söhnen vornehmer Familien diesen Titel, ‚ich bin der Oheim und Vormund von Margaret Stone!‘

„Ich machte eine Pause, weil ich meinte, der junge Mann würde Etwas zu sagen, oder eine Frage an mich zu richten haben. John schwieg, er war sicherlich schon öfter in ähnlicher Lage gewesen und hatte sogleich einen Feldzugsplan entworfen. Außer einem schnellen Senken und Wiederaufblitzen seiner dunkeln Augen konnte ich keinerlei Veränderung in seinem Antlitz bemerken. Ich fuhr nun fort: ‚Meine Nichte Margaret war krank, dem Tode nahe; in ihren Fieberphantasieen sprach sie, Mylord, Ihren Namen vor mir aus und verband ihn mit so süßen Liebesworten, daß ich fürchten muß, diese Neigung des Mädchens werde unheilvoll auf deren Lebensglück einwirken. Ich weiß nicht, ob die Liebe Margaret's von Ihnen erwiedert wird, und ob — einen solchen Fall vorausgesetzt — Ihre Verhältnisse es Ihnen gestatten, eine Ehe mit ihr einzugehen? Ich bin nur hierhergekommen, um mich darüber auszusprechen, was ich für Margaret zu thun gedenke, die meine einzige Verwandte ist. Mein Vermögen ist beträchtlich‘ —

ich nannte die Summe — ,und würde auch für große Ansprüche an das Leben genügen; es soll ihr und dem Gatten, welchen sie erwählt, sogleich zufallen. Mit einem geringen Bruchtheil, den ich zurückzubehalten gedenke, will ich nach Indien gehen; dort sind noch Schätze zu heben für Jemand, der gleich mir aufmerksam dem Handelsverkehr jener Länder gefolgt ist. Was ich bei der höchsten Anspannung meiner Kräfte noch erwerben werde, soll ebenfalls Margaret gehören. Ihr Glück befördert zu haben, würde mir Lohn für alle Anstrengungen sein!‘

„‚Mr. Oliver,‘ entgegnete John, ‚es ist mir leider nicht vergönnt, mit gleicher Offenheit zu sprechen, als Sie es thun konnten. Ich werde an Margaret morgen schreiben, und darf in Wahrheit versichern, daß es mir eine große Freude gewährt hat, deren großmüthigen Vormund kennen zu lernen!‘

„Ich gab noch Margaret's jetzigen Aufenthaltsort an, verbeugte mich und wurde von John mit der größten Liebenswürdigkeit bis zu dem Ausgange des Palastes geleitet.

„Ein bitterer, energischer Fluch kam über meine Lippen, als ich allein war! Denn das stand nun fest: von dem Manne war nichts zu erwarten und ich konnte Margaret keine Hülfe bringen!

„Am nächsten Tage erhielt sie das versprochene Schreiben — einen meisterhaft stylisirten Brief — in welchem jeder Satz das wieder in Frage stellte, was aus dem vorhergehenden entnommen war. John sprach von heißer Liebe — aber seine Mutter blieb unerbittlich; er litt schwer, sehr schwer unter der Trennung — doch wie wäre es möglich, eine Mutter zu betrüben, die vor so kurzer Zeit nur den Gatten verloren? Gern wolle er Alles für Margaret thun — allein wiedersehen dürfe er sie nicht! Ach, nur Unheil drohe der treuesten Liebe — und mit Schmerz müsse er die Geliebte beschwören: ihm zu entsagen! So ungefähr lautete der Schluß des so sehnsuchtsvoll erwarteten Briefes.

„Meine ganze Kunst der Ueberredung mußte ich aufbieten — und ein würdiger Priester stand mir getreulich bei — um Margaret von einem verzweifelten Schritte abzuhalten. Als sie endlich ruhiger geworden, sagte sie zu mir: ‚Aber wie soll ich John entsagen, ich bin doch sein Weib!‘ Ich machte sie nun darauf aufmerksam, daß ihres Gatten Familie wahrscheinlich in ihn dringen würde, eine Lösung dieser Ehe herbeizuführen, und daß eine solche auch wohl erfolgen könne, da manche gesetzlichen Formalitäten bei Schließung derselben nicht beobachtet sein möchten. ‚Gib mir, liebe Mar=

garet,' fügte ich hinzu, ‚einen Bogen Papier mit Deiner Namensunterschrift versehen, ich kann alsdann beim Eintreten des angedeuteten Ereignisses die Einwilligung zur Scheidung in Deinem Namen geben, ohne Dich aufzuregen.'

„‚Gewiß,' rief sie, ‚werden die bösen Menschen Alles aufbieten, um mich von John zu trennen! Ach, mein Glück war auch zu groß, um von langer Dauer zu sein! Könnte ich nur weit, weit von hier fliehen, denn John einmal begegnen und nicht in seine Arme eilen dürfen, das überstiege meine Kraft!'

„Die Journale — so reich an Neuigkeiten und Klatschereien aus der vornehmen Welt — brachten bald die Nachricht, daß eine Herzogstochter, the first beauty of England, John mit ihrer Hand beglücken werde. Ich ließ nun Margaret schnell den Bogen Papier unterzeichnen, damit, falls die Untreue ihres Geliebten bis zu ihren Ohren dringen sollte, ich das Märchen von der eingetretenen Scheidung in Bereitschaft hätte.

„Meine Pläne waren langsam gereift; ich gedachte mit meinem Partner, dessen Gesundheit in Indien gelitten hatte, zu tauschen und Margaret nach Singapore zu führen. Sie durfte — davon hing mehr als ihr Leben ab — um keinen Preis erfahren, welch' frevelhaftes Spiel mit dem heiligsten

Bunde getrieben sei. Müde und gebrochen, willigte sie ein, in der neuen Heimat als meine Gattin aufzutreten und ich gelobte, daß ich ihr Kind adoptiren werde. An John schrieb ich vor unserer Abreise die folgenden Worte:

„‚Margaret wird Ihren Lebensweg nicht mehr kreuzen, und ich habe versprochen, für sie und Ihr Kind zu sorgen. Sie dürfen die Hand nach Allem ausstrecken, was Ihnen begehrenswerth erscheint und können so glücklich werden, als Sie es wünschen! Es gibt aber einen Richter über uns Alle, und früher oder später muß die furchtbare Stunde kommen, in welcher der morsche Bau Ihres Glückes über Ihnen zusammenbrechen wird, dann erinnern Sie sich an

James Oliver.‘

„Damit alle Nachforschungen über frühere Verhältnisse vermieden würden, beschloß ich, den Namen meines Geburtsortes ‚Fenton‘ meinem Namen zuzusetzen und mich in Indien James Oliver Fenton zu nennen. Für alle Fälle ließ ich meinem vieljährigen Rechtsbeistande in Liverpool meine Adresse zurück.

„Zwei Jahre, theure Harriet, überlebte Margaret noch Deine Geburt, und sie war die treueste, sorgsamste Mutter. Ach, und in Deinen Augen sah sie die Augen ihres John, der — wie sie fort-

dauernd glaubte — nur dem Andringen seiner Familie nachgegeben hätte, ihr aber im Herzen gewiß treu geblieben sei. Wenige Monate vor ihrem Tode trat sie einst an mein Schreibpult und sagte stockend und tief erröthend: ‚Ist der Bogen mit meiner Namensunterschrift noch in Deiner Hand, oder hat man ihn von Dir gefordert?‘ Ich schloß ein Fach auf und reichte ihr schweigend das gewünschte Blatt.

„‚O Onkel‘ — selige Freude strahlte aus ihren Zügen — ‚er gehört mir noch an, wenn wir auch nicht mit einander verkehren dürfen!‘

„Mich erbitterten diese Worte, so egoistisch ist der Mensch, und ich war nahe daran, ihr die ganze Verrätherei John's, der sich schon längst vermählt hatte, zu bekennen. Aber durfte ich zürnen, daß sie die Liebe zu ihm nicht aus ihrem Herzen zu reißen vermochte? War es mir denn möglich, meiner Liebe zu entsagen? Litt ich nicht furchtbare Qualen, Margaret neben mir zu haben und nur ihr Schutz und Schirm, ihr väterlicher Freund zu sein? Oft meinte ich, Gott habe mir zuviel auferlegt und sprach wie Hiob:

„‚Sollte nicht billiger der Ungerechte solches Unglück haben, und ein Uebelthäter so verstoßen werden?

„‚Habe ich gewandelt in Eitelkeit? Oder hat mein Fuß geeilet zum Betrug?

„‚Habe ich meinen Bissen allein gegessen, und nicht der Waise auch davon gegeben?

„‚Habe ich das Gold zu meiner Zuversicht gestellet, und zu dem Goldklumpen gesagt: Mein Trost?

„‚So wäge man mich auf rechter Wage, so wird Gott erfahren meine Frömmigkeit.‘

„Nach hartem Kampfe erst gelang es mir, den heiligen Willen Gottes zu verstehen: sowie ein Feldherr seine besten Truppen aussucht, wenn es gilt, einen wichtigen Platz zu besetzen, eine bedeutende Aufgabe zu lösen, so hatte der Herr mich gewürdigt, Schweres in Seinem Dienste zu thun.

„Ich vermochte mein Werk ohne Murren, ja mit Freudigkeit zu Ende zu führen und das kurze Dasein Deiner Mutter nach besten Kräften zu verschönen. Ich ließ Margaret leben und sterben in dem Gedanken: daß sie die rechtmäßige Gattin von John Vernon, dem jetzigen Grafen von Ashbury, gewesen und geblieben sei!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Energie, welche Lord Ashbury in dem zu erwartenden Kampfe gegen Robert Foundling zu entwickeln gedacht, er wendete sie jetzt an, um gewaltsam den Sturm in seinem Innern zu bemeistern, und sofort die Schritte zu thun, welche die Stimme seines Gewissens, welche Recht und Ehre von ihm erheischten.

Den Kammerdiener, welchen Harriet's Klingelruf vor ihn beschieden, hieß er unverzüglich Alles für die Reise nach Ashbury-Castle in Bereitschaft setzen, wohin er mit dem Frühzuge zurückzukehren gedenke.

Nichts schien dem Grafen furchtbarer, als noch einmal Harriet zu begegnen und vor die Alternative gestellt zu werden: der eigenen Tochter seinen schweren Verrath an deren Mutter zu bekennen, oder sich mit der lügnerischen Maske eines ihr Fernstehenden zu drapiren. Zu solcher Heuchelei und Herabwürdigung durfte er es nicht kommen

lassen! Die Gattin sollte Alles erfahren; und obwohl seine Pulse bebten, der fieberheiße Kopf ihn schmerzte, Lord Ashbury gönnte sich keinen Moment der Ruhe, er schrieb bis tief in die Nacht hinein, und außer wenigen Tropfen Wassers kam nichts über seine brennenden Lippen. Mit rückhaltloser Offenheit, mit einem Muth der Wahrheit, wie er ihn nie gekannt, flossen seine Bekenntnisse dahin und er verhehlte nicht das Geringste von seiner Schuld gegen Margareth und ihr Kind. Nur einen Milderungsgrund ließ der Graf zu: daß, nachdem dieß arglose Mädchen von ihm getäuscht worden sei, er sie, Florence, gesehen und, von leidenschaftlicher Liebe zu ihr erfüllt, sich zu dem schnödesten Treubruche habe verleiten lassen.

Aus dem alsdann geschlossenen Ehebunde mit der allein wahr und rein geliebten Frau seien ihm — zur gerechten Strafe für den geübten Verrath — nie geahnte Qualen im Uebermaß entstanden. Durch das Bewußtsein: niedrig gehandelt, frevelhaft vor dem Altare Heiliges entweiht zu haben, sei ihm die Kraft geraubt worden, nach den hohen Zielen zu streben, welche die Gattin für ihn in's Auge gefaßt! Er habe gefühlt — in welcher Marter! — wie ihr Herz sich von ihm abwendete, wie er in ihrer Achtung gesunken!

Auch das Leben mit seinen Kindern sei oft

die Quelle herber Seelenpein für ihn geworden. Wenn ihre Arme ihn zärtlich umschlungen, wenn die Knaben auf seinem Knie gespielt, und aus den jugendlichen Zügen die ganze Seligkeit dieser Unschuldszeit ihm entgegengelacht, dann habe er eines andern, schon vor der Geburt verwaisten Kindes sich in Scham und Selbstverachtung erinnern müssen. Oft habe es ihn gedrängt, vor der Gattin seine Seele zu entlasten, aber wenn sie gänzlich von ihm sich abwendete und ihre Verachtung ihn träfe?

Nachdem der Graf noch den ganzen Verlauf seiner Unterredung mit Harriet geschildert hatte, fuhr er fort: „Aus dem Munde der verstoßenen Tochter zu hören, daß sie den Namen Vernon stets geliebt, Thränen der Rührung und des Dankes für mich in ihren Augen zu sehen, weil ich den ihr theuren Namen hochgehalten, das, Florence, war zu viel! Noch heute reise ich nach Ashbury-Castle, um dort Alles zu ordnen, dann will ich Robert Foundling zu mir einladen. Sind dessen Ansprüche wohl begründet, so werde ich der Erste sein, der ihn in dem Besitzthum seiner Vorfahren willkommen heißt. Das Erbtheil Willy's wird sehr gering ausfallen; Du, Florence, denkst hoch, Dir lasse ich meine Tochter — die ich nicht wiederzusehen gedenke — als das theuerste Ver-

mächtniß zurück. Bei der Liebe, die für Dich bis zum letzten Athemzuge mich beseelen wird, bitte ich: lehre sie den Namen ihres Vaters, wenn auch ohne Liebe, so doch voll Mitgefühl aussprechen! Was ich an ihrer Mutter verbrochen, glaube mir, es ist tausendfach gesühnt!"

Nachdem der Graf den Brief beendet hatte, wählte er aus Kästen und Schränken heraus, was ihm persönlich angehörte und ließ es durch die Dienerschaft verpacken. Dann ging er langsam durch die ganze Zimmerreihe seines Palastes — es war ein stummer Abschied von den Räumen, die er so lange sein Eigenthum genannt. Wehmuth, doch keine Spur von Bitterkeit füllte seine Seele; dieser Tag hatte alle gewohnten Anschauungen, den ganzen Menschen verändert. Der Morgen dämmerte, als Lord Ashbury die Equipage bestieg, welche ihn zum Bahnhofe führen sollte; noch einmal neigte er sich aus dem Wagen und faßte den prächtigen Bau in's Auge — die Pferde zogen an — das Bild war ihm entschwunden für alle Zeiten!

Auch die ersten Tage in Ashbury-Castle vergingen in ununterbrochenem Schaffen und Wirken; der Graf nahm die genaueste Besichtigung aller Gebäude, der Gärten und Parkanlagen vor, und Beamte, Handwerker, gleichwie die Dienerschaft

wurden zu anhaltender Arbeit gedrängt. Sicherlich galt diese Fürsorge — so meinten die Betheiligten — dem Besuche irgend eines gekrönten Hauptes, vor dem das herrliche Besitzthum im Glanze aller seiner Schönheit strahlen sollte. Die späten Nachtstunden fanden den Grafen ebenso rastlos in seinem Arbeitskabinet; er unterwarf die Kontrakte mit den Pächtern, die Jahresabschlüsse und Rechnungen der genauesten Durchsicht, ordnete und sichtete mit stets regem Eifer. Aber obwohl sein Auge täglich matter wurde und die hohe Gestalt sich unter den ungewohnten und außerordentlichen Anstrengungen beugte, der Ausdruck seiner Züge gewann an ernster Schönheit, sie gaben Kunde von den Wandlungen, die in seinem Innern stattgefunden.

Nun war Alles in Bereitschaft gesetzt; der neue Herr mochte zu jeder Stunde kommen, und wohin er auch blicken würde, er sollte weise Ordnung, Harmonie, Schönheitssinn in gleichem Maße walten sehen. Lord Ashbury schrieb jetzt an Robert Foundling — es waren nur wenige Zeilen, allein sie athmeten den stolzen Sinn, die strenge Redlichkeit, welche den Vernons stets eigen gewesen. Als er den Brief geschlossen und zur Beförderung an Herrn Lower adressirt, welcher — wie Robert sehr richtig geargwohnt — die Dokumente dem

Grafen zur Kenntnißnahme vorgelegt hatte, brachte man ihm ein Telegramm aus Genf. Es lautete:

„So eben habe ich Deinen Brief erhalten und reise am Abend ab. Willy kann für kurze Zeit unter der alleinigen Obhut des treuen Erziehers bleiben. Mein Platz ist jetzt neben dem Gatten, den ich liebe und ehre!

Florence.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ist doch unsere Seele so wunderbar geartet, daß zu gleicher Zeit die heftigsten und einander widerstreitenden Empfindungen sie erfüllen können, und dennoch immer Raum für neue, gewaltige Eindrücke sich darin findet?

Als Harriet das Vermächtniß Fenton's gelesen, strömte ein heißes Dankgebet gegen Gott über ihre Lippen: das Heiligste, welches sie besessen, das Andenken an die geliebte, früh entschlafene Mutter, es war vor jeder Schmach bewahrt! Mit Reuethränen benetzte sie der Theuren Bild; wie war es möglich gewesen, daß nach dem Anschauen dieser holden unschuldsvollen Züge auch nur der leiseste Zweifel hatte in ihr aufsteigen können?

Und Lord Ashbury? Die Mutter war in Liebe zu ihm entschlummert, sollte die Tochter wägen nach strengem Recht? Wir beten ja täglich: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern;“ murmeln wir es nur mit den Lippen

und weiß unser Herz nichts von diesem erhabenen Gebote? Wie in Flammenschrift standen nun die letzten Worte ihres Vaters vor Harriet da, jetzt verstand sie, was ihn niedergeworfen hatte bis zur Gebrochenheit! Daß die eigene Tochter die letzte Masche zu dem Gewebe geknüpft, welches ihn von seinen Besitzthümern und Würden trennen mußte, daß sie selbst ihr Eingreifen in sein Geschick als ein Walten der Vorsehung gegen ihn hingestellt!

Fenton, der Edle, Opferwillige, welcher so selbstlos gewacht hatte über Mutter und Kind, für Beide gearbeitet in unablässigem Mühen, sein Andenken wollte sie segnen für ihre Lebenszeit!

Der alte Diener öffnete die Thür und meldete: „Mr. Foundling!“

Ueber die Schwelle eilte eine herrliche, von Kraft und Jugendmuth getragene Männergestalt, zwei Arme umschlangen sanft das Mädchen und Robert's Lippen flüsterten: „Harriet, mein Glück, mein Alles!“

Nur einen Moment ruhte Harriet an dem Herzen, dessen heftiges ungestümes Pochen ihr sagte, wie sehr sie geliebt werde, dann richtete sie den schönen Kopf wieder auf.

„Ja, laß mich in Deine Augen schauen!“ rief Robert, des Mädchens Hand ergreifend, „kein Bild

konnte ja Deinen Liebreiz wiedergeben, der doch nur der Abglanz Deiner Engelsseele ist!"

„Robert — —"

„Harriet, in einer solchen Stunde wie diese fühlt der Mensch erst, wie arm, wie nichtssagend Worte sind! Gottes Segen über Dich — —"

„Robert, sprich nicht weiter — — ich darf Dir nicht angehören!"

„Du darfst nicht?" In Robert's Augen flammte es auf, seine Züge verfinsterten sich und schnell ließ er die Hand des Mädchens los, welche er eben so zärtlich erfaßt hatte. „Vergib," fuhr er fort, „ich war ein eitler Thor, ein Geck, ich sprach von meiner Liebe, ohne zu fragen, ob auch Du mich liebst! Siehst Du in mir nur den Bruder, den Freund, dann bist Du im Recht, dann darfst Du mir nicht angehören! Bei Gott, eine solche Liebe begehrte ich nicht!"

„So wolltest Du mir verbieten, Deine Freundin, Deine Schwester zu sein?"

„Ich bin ein Mann, Harriet! Vier lange Jahre habe ich auf diesen Augenblick geharrt, all' mein Hoffen, mein Ringen, mein Arbeiten war darauf gerichtet. Wurde meine Sehnsucht zu heiß, zu gewaltig, so schuf ich im Geiste mir neue Hindernisse, die noch zu überwinden wären, ehe ich sprechen durfte. Jetzt ist die Bahn frei, ich bin am Ziel!

Wenn es nicht allmächtig Dich in meine Arme zieht, wie mich zu Dir, so laß uns scheiden!"

Die so lange Zeit still in sich verschlossene leidenschaftliche Liebe des jungen Mannes war mit vollem Ungestüm hervorgebrochen; Harriet zuckte zusammen in stummem Weh. Vor ihren Augen gähnte ein Abgrund, der sie und all' ihr Lebensglück begraben müsse für immer, allein sie wankte nicht und sagte mit leiser, doch fester Stimme: „Glaube mir, Robert, auch ich leide! Du kennst das Frauenherz nicht; unser Wünschen und Hoffen ist nicht heftig und tyrannisch wie das eure, aber unser Herz verblutet langsam in seinem Schmerz, während eure Wunden wieder heilen. Wenn das Gefühl für Gerechtigkeit nicht in Deiner Seele erloschen ist, wenn Du noch mit Ehrfurcht — wie ich es thue — auf die schönen Jahre zurückzublicken vermagst, die uns in edlem Vertrauen an einander gefesselt haben, so mußt Du stets liebevoll meiner gedenken! Du zwingst mich auszusprechen, was ich Dir am wenigsten zu gestehen meinte: ich darf Dir nicht angehören, denn Lord Ashbury ist — mein Vater! Nimm die Papiere von jenem Tische mit Dir, Fenton hat sie für mich hinterlassen, sie erklären Dir Alles. Leb' wohl!"

Harriet öffnete die Thür zu dem Nebenzimmer, und ehe Robert etwas erwiedern, seinem Erstaunen

über dieß Bekenntniß Ausdruck zu geben vermochte, hatte das Mädchen ihn verlassen. —

Am folgenden Nachmittage schrieb Robert:

„Der Eintritt zu Dir, Harriet, wurde mir heute zweimal verwehrt; Dein Diener sagte, Du seiest erkrankt! Laß mich ein letztes Wort zu Dir sprechen, ehe das Meer uns für immer trennt.

„Fenton, in dem wir Beide unsern Wohlthäter verehren, hatte Dich für Robert Foundling bestimmt. Kein Grund hindert Dich — falls Du ihn liebst — seine Gattin zu werden. Daß Du dem Manne nicht angehören willst, der bald Deines Vaters Besitzthümer von ihm fordern wird, weiß ich zu würdigen; ich ehre und billige solch' Zartgefühl um so mehr, als dieser Vater sich schwer gegen seine Tochter vergangen hat. Nun wohl, ich entsage allen meinen Ansprüchen auf das Erbe der Vernons und frage Dich: Willst Du das Weib Robert Foundling's werden? Harriet, es scheint mir, als biete ich heute mehr, als ich gestern that; rufe mich zurück, einzig Geliebte, es wird der seligste Tag meines Lebens sein! Wir verlassen dann England für immer."

Konnte Harriet noch schwanken? Sie legte hocherglühend an demselben Abend dem theuren Manne das Geständniß ihrer reinen, tiefen Liebe ab.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein unvergänglicher Adel wohnt der Sprache der Wahrheit inne! Die Worte, welche Lord Ashbury an die Gattin gerichtet, waren mit siegender Gewalt in das Herz der Gräfin gedrungen, und die stolze Florence blickte freudig zu dem Manne auf, der jetzt, wo alle Ehren und Würden von ihm abfielen wie dürres Laub, sich zu nie gezeigter Würde und Hochherzigkeit erhoben hatte.

Nur von einem Diener und ihrem Kammermädchen begleitet, reiste sie Tag und Nacht; es trieb sie, neben dem Gatten zu sein in der schweren Stunde, wo er Robert Foundling empfing. Noch einmal gedachte sie in dem Schlosse der Vernons sich als edle Wirthin zu zeigen; Robert sollte erfahren, aus welchen Händen er sein Besitzthum zurückempfing.

Verwirrung und Angst herrschten in Ashbury-Castle, als Florence dort anlangte; ihr Gemahl war schwer erkrankt und wenig Hoffnung für seine

Wiederherstellung vorhanden. Der Kammerdiener, welcher bald darauf, nachdem er das Telegramm dem Grafen übergeben hatte, wieder in dessen Zimmer getreten war, fand seinen Gebieter — scheinbar ohnmächtig — auf dem Teppich vor dessen Schreibpult ausgestreckt. Dem schnell herbeigerufenen Arzte gelang es zwar, das Bewußtsein des Kranken zu wecken, doch blieb dessen Sprache gehemmt und die Glieder versagten den Dienst. Der Mann, welcher durch die Macht der Rede so viele Herzen bezaubert, vermochte nicht den geringsten Wunsch mehr auszudrücken.

Tief erschüttert eilte Florence an das Schmerzenslager des Gatten; niederknieend und seine Hände fest in die ihrigen schließend, sprach sie Worte des Trostes und der Liebe aus, wie solche niemals von ihren Lippen geflossen. Das rührende Lächeln, welches über die schönen Züge John Vernon's flog, sein fortdauernd auf Florence gerichteter Blick — als wolle er nichts Anderes mehr schauen — zeigten, wie beglückt er durch ihre Liebe sei. Nicht einen Augenblick wich die Gräfin von dem Leidenden, Niemand außer ihr durfte reichen, was er bedurfte, und als Lord Ashbury nach kurzem Kampfe sanft entschlummerte, da hatte dieser Mann errungen, was er zwanzig Jahre vergeblich erstrebt: die innige Liebe und Hochachtung der angebeteten Frau. —

Frau Aird war nicht mit Robert nach London gekommen, sondern noch zwei Tage in Edinburg geblieben, da sie ihren Sinn darauf gestellt hatte, von Lady Harley empfangen zu werden. Die Mission des Arztes — die alte Dame auf das Wiedersehen ihres Enkelsohnes vorzubereiten — war nämlich durchaus gescheitert. Bei der ersten Hindeutung, daß Robert gerettet worden sei und vor ihr zu erscheinen wünsche, hatte sie den Arzt unterbrochen und gefragt: „Ist meine Tochter auch gerettet?“ Als der Arzt dieß verneinen mußte, verdüsterte sich das Gesicht der Matrone und sie sagte: „Warum quält Ihr mich wieder? Schon einmal war ein Taucher hier und brachte mir eines meiner Armbänder, auf das zweite ließ er mich vergeblich warten! Jetzt heißt es, Robert sei gerettet, doch von seiner Mutter wißt Ihr nichts! Was soll ich mit dem Knaben? Ich bin zu alt, um Kinder zu erziehen — — ach, und sie können uns so vielen Schmerz bereiten!“

Der Arzt wollte noch Etwas hinzufügen, doch Lady Harley fiel ihm in's Wort und rief: „Ich mag nichts mehr hören, es sei denn, Ihr bringt mir die Nachricht, daß ‚die Rose von Glenmore‘ zu ihrer Mutter zurückkehren wird.“

Robert gab nach dieser Mittheilung des Arztes jeden weiteren Versuch auf, Lady Harley zu sprechen

und reiste nach London ab, wohin seine Sehnsucht ihn allmächtig trieb. Frau Aird fand jedoch, daß der Arzt sich höchst unpraktisch benommen habe, und war voll Eifer, die Verhandlungen selbst zu leiten. Sie gedachte der Matrone auseinanderzusetzen, daß Robert gar nicht weiter zu erziehen sei, daß sie — die Sprecherin — dieß bereits auf das Trefflichste vollführt, und die Großmutter sich nur an den Resultaten dieser Erziehung zu erfreuen habe.

„Ist nur noch ein Funke von Verstand in der alten Dame," sagte sie zu dem Arzte, „so gedenke ich — die mit so vielen Menschen im Leben fertig werden konnte — auch Lady Harley zu besserer Einsicht zu bringen."

Der Arzt mochte — und wohl nicht mit Unrecht — meinen, daß diese Ansicht von Mrs. Aird ebenfalls ein Wahn wäre, den man mit Schonung zu behandeln hätte. Mit der größten Höflichkeit erklärte er sich bereit, Lady Harley von den Wünschen der Amerikanerin zu unterrichten. Die Antwort, welche er zwei Tage später überbrachte, lautete natürlich ablehnend, und Frau Aird — befriedigt, das Aeußerste versucht zu haben — kehrte zu Harriet zurück. In London bei den glücklich Vereinten war für sie, mit ihrem warmen Herzen und ihrem praktischen Blick, der rechte Platz.

Nachdem sie Alles erfahren, was sich inzwischen zugetragen hatte, war Frau Aird der Meinung, daß Robert augenblicklich seine Ansprüche gegen Harriet's Vater nicht geltend machen, aber durchaus nicht für immer ihnen entsagen solle. Die Zukunft könne Unberechenbares herbeiführen und man müsse stets nur so viel opfern, als die Nothwendigkeit von uns verlange.

Robert möge nach New-York gehen, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen, inzwischen werde sie die Ausstattung besorgen, und wenn er zu ihnen heimkehre, solle die Vermählung sein. Sie wären jetzt lange genug von einander getrennt gewesen, und eine schöne Hochzeitsreise — während welcher sie getreulich hier hauszuhalten gedenke — müsse den Schlußstein zu dem Baue ihres Glückes bilden.

Die frohen Debatten über alle diese Pläne wurden durch den Brief von Lord Ashbury an Robert unterbrochen. Das Schreiben war durch Lower an Cutts und von diesem zu Robert gelangt, hatte also längere Zeit zu seinem Eintreffen gebraucht. Die darin enthaltenen Aeußerungen hoher Gerechtigkeitsliebe, wahrhaft adeliger Gesinnung mußten auf die Verlobten einen um so größeren Eindruck machen, als die Tagesblätter zu gleicher Zeit das schwere, hoffnungslose Erkranken des Grafen

meldeten. Die Todesnachricht, welche Harriet bald darauf durch Lady Ashbury empfing, vollendete die wehmuthsvolle Stimmung des gleichgesinnten Paares. Florence schrieb: „Die Augen meines theuren Gatten haben sich für immer geschlossen! Eile zu mir, geliebte Harriet, daß wir in unserem Schmerz gemeinsam Trost suchen, denn auch Du hast — Dir unbewußt — einen schweren Verlust zu beklagen!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In der Kapelle des Schlosses stand auf hohem Katafalk — dem Throne des Todes — der mit herrlichen Blumen geschmückte Sarg, in welchen man die Hülle John Vernon's, Grafen von Ashbury, gebettet hatte. Die Wände der Kapelle waren ganz mit schwarzem Tuch behangen, und reiche silbergestickte Draperieen mit den Wappen des alten Geschlechtes unterbrachen wirksam die Monotonie der düstern Bekleidung.

Vor dem Sarge knieten die Gräfin und Harriet in stummem Gebet: der Tod versöhnt; Harriet konnte zum ersten Male Vater und Mutter vereint sich denken und sie gab ihnen liebevoll einen Platz neben einander in ihrem Herzen.

Die Gräfin erhob sich und bat Harriet, ihr zu folgen; nur mit Widerstreben vermochte das Mädchen von der Leiche des Vaters sich loszureißen, dessen Züge in wahrhafter Verklärung leuchteten; denn die edeln, hochherzigen Empfindungen, welche

ihn während der letzten Lebenstage beseelt hatten, waren allein darin unverwischt geblieben. Diese hohe Stirn konnte nur reine Gedanken bergen, aus diesem mild geschlossenen Munde durfte man nur Segensworte erwarten.

In dem Ahnensaale des Schlosses, wohin die Frauen sich nun begaben, blieb die Gräfin vor dem lebensgroßen Bildnisse des älteren Bruders ihres Gemahls eine Weile stehen. „Gib mir noch einmal das Porträt Deines Robert,“ wendete sie sich an Harriet, und verglich — als das Mädchen ihr dasselbe dargereicht — die Formen und Züge der beiden Männer. „Wie freue ich mich dieser außerordentlichen Aehnlichkeit von Vater und Sohn! Nicht daß für mich, nach Allem was ich vernommen, es noch dieses sprechenden Beweises für die Gerechtigkeit von Robert's Ansprüchen bedurft hätte, sondern weil diese nun auch jedem fremden, selbst befangenen Blicke klar werden müssen! Ich habe Robert unsere Equipage nach Burton entgegengesendet und befohlen, daß, sobald sie auf der Fahrstraße sichtbar werde, man die Parkglocke läute. In jedem Augenblick ist sein Eintreffen zu erwarten. — Unser geliebter Willy kann bei der Bestattung des theuren Vaters leider nicht zugegen sein, aber es bewegt mich wunderbar, Harriet, daß ein anderer Träger des Namens Vernon — der

bald zu meinem Gatten mit den Gefühlen des Sohnes aufblicken muß — ihn auf dem letzten irdischen Wege begleiten wird."

Harriet schlang ihre Arme um den Hals der theuren Frau, welche gleich einer treuen Mutter, einer verständnißvollen Freundin für sie sorgte und mit ihr empfand.

Der Klang der Parkglocke ließ sich vernehmen; Lady Ashbury, begleitet von Harriet, schritt langsam durch die Säle des Palastes, um sich an die große Freitreppe vor dem Eingangsportale des Schlosses zu begeben, wo sie schon manches gekrönte Haupt empfangen hatte.

Der Wagen hielt; Robert ließ den Blick, als er die Equipage verlassen, mit einem Ausdruck stolzer Genugthuung über den großartigen Palast gleiten, dann eilte er — das Erscheinen der beiden Frauen gewahrend — leicht und mit ungezwungenem Anstande die Treppenstufen hinan.

„Mylord," sagte die Gräfin, ihm beide Hände entgegenreichend, „ich rufe Ihnen im Namen meines verstorbenen Gemahls ein aufrichtiges ‚Willkommen!' zu in dem Schlosse Ihrer Ahnen! Und wie ich mich freue, daß ich die Erste sein durfte, welche Ihnen den Titel gibt, der Ihnen gebührt, so hoffe ich, daß Sie bald mir gestatten werden, ihn mit einem heiligeren, mir süßeren Namen zu

vertauschen. Harriet war mir schon theuer gleich einer Tochter, als ich noch nichts davon wußte, wie nahe sie mir angehöre; in dem künftigen Gatten des holden Mädchens möchte ich nur einen geliebten Sohn erblicken!"

Eine Thräne zitterte in dem Auge Robert's, als er dankend seine Lippen auf die Hand der Gräfin preßte. Beglückt schaute er dann auf die fürstliche Gestalt der edeln Frau und auf das sanfte Engelsbild an ihrer Seite.

„Mylady," entgegnete Robert, „meiner Phantasie hat viele Jahre hindurch das Bild einer freudenreichen Heimkehr in das Elternhaus vorgeschwebt. Die Träume und Ahnungen des Knaben und des Jünglings, wie weit sind sie jedoch in Schatten gestellt durch den Empfang, den Sie mir bereiten, durch die unschätzbaren Gaben, welche Sie für das Herz des Mannes aufgespart haben! Meine Harriet wird mir beistehen, die lebenslängliche Dankesschuld an Sie abzutragen."

Zu der feierlichen Bestattung von Lord Ashbury waren entfernte Verwandte, Freunde und Standesgenossen in großer Zahl erschienen; eine Stunde vor dem Beginn des Trauerakts ließ Florence die Versammelten, an welche sich die Pächter, Gutsleute und die Dienerschaft reihen mußten, in den großen Empfangssaal des Schlosses

zu sich einladen. Sie trat ihnen dort mit Robert entgegen, stellte ihn als den ersten Leidtragenden, als Robert Vernon, Grafen von Ashbury vor, und erklärte in kurzen, der Würde des Augenblicks angepaßten Worten seine glückliche Errettung aus dem Sturmesgraus, in welchem seine Mutter ihr Leben eingebüßt hatte.

Diese Anerkennung von Seiten der Gräfin — deren Sohn ja der nächste Erbe des Verstorbenen war — ließ jeden Zweifel an die begründeten Rechte des jungen Mannes verstummen. Robert Foundling — diesen Namen trug er zum letzten Male — war jetzt Herr und Gebieter in den prächtigen Hallen von Ashbury-Castle.

Dreißigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen reiste Lady Ashbury mit Harriet nach London ab, während Robert auf dem Schlosse blieb, um sich mit seinem Besitzthum und seinen neuen Pflichten bekannt zu machen.

Nur einen Tag verweilte die Gräfin bei Harriet, da ihr Herz sie drängte, unverzüglich zu ihrem Sohne zurückzukehren. Aber sie fand bei diesem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt noch Zeit, um einen selbstgewundenen Kranz auf das Grab Fenton's niederzulegen. Der Mann, welcher so selbstlos die Sünden John Vernon's gut gemacht, durfte wohl dieß kleine Zeichen dankbarer Anerkennung von dessen Gattin erwarten!

Frau Aird fand dieß Benehmen der Dame wiederum sehr taktvoll und sagte beim Abschied zu der Gräfin: „Mylady, da wir uns wahrscheinlich niemals wiedersehen werden, so muß ich Ihnen noch Etwas offenbaren, das mir lange schon auf dem Herzen liegt: nie hätte ich geglaubt, daß es unter

den Vornehmen so verständige, zartfühlende und einsichtsvolle Frauen gäbe, als Sie es sind! Um Gotteswillen, halten Sie dieß Bekenntniß aber ja nicht für eine Schmeichelei! Eine solche kommt nicht über meine Lippen; eher würde ich Jemanden eine Grobheit sagen, als ein Schmeichelwort!"

„Davon bin ich überzeugt," sagte Lady Ashbury lächelnd und drückte fest die Hand der braven Frau. „Auch ich war nicht frei von Vorurtheilen," fuhr sie fort, „und wir Beide, meine liebe Mrs. Aird, haben es wohl der Tochter des Nabob zu danken, daß durch sie uns Gelegenheit wurde, veraltete Ideen über Bord zu werfen."

Ueber die Gestaltung der nächsten Zukunft faßte die Gräfin bald endgültige Beschlüsse. Die Aerzte hatten ihr nicht verhehlt, daß ein ununterbrochener Aufenthalt in südlichen Ländern das wirksamste Mittel sein würde, um ein bei Willy vielleicht schlummerndes Brustleiden im Keime zu ersticken oder doch zurückzuhalten. In einem geschützten Thale des Libanon stand ein ehemaliges griechisches Kloster — Mar-Elias — mit schönem Garten und etwas Ländereien zum Kauf. Die hohen, kühlen Räume des großen Gebäudes mußten auch in der heißen Jahreszeit einen erfrischenden Aufenthalt gewähren und Einrichtungen für den nöthigen Comfort des Lebens gestatten. Lady Ash-

bury schloß den Kaufvertrag ab und siedelte mit Willy, dem treuen Bennett und einem jungen Arzte, den sie auf eine Reihe von Jahren gewonnen hatte, dahin über.

Der feurige Geist, die Thatkraft, die Kenntnisse und Erfahrungen der Gräfin machten sich bald in weiten Kreisen bemerkbar, und die verschiedenen Völkerschaften, welche die Thäler des Libanon bewohnen, blickten nach kurzer Zeit mit Bewunderung, Dankbarkeit und Verehrung auf sie hin. Großartig und gerecht vertheilte Spenden, treffliche Rathschläge, Pflege und Schutz in Krankheit und Gefahr fand — wer dessen bedurfte — in den einst verödeten Klostermauern. Dabei unterstützten die majestätische Haltung, die außerordentliche Schönheit der dort weilenden Herrin auf's Wirksamste ihre Gaben und Anordnungen. Drusen und Maroniten, Kurden- und Turkomanenstämme, Christen und Juden, gleichwie die umherziehenden Beduinen gaben ihr glanzvolle Namen der Verehrung. Viele nannten sie — im Hinblick auf Zenobia: die Königin von Thadmor, Andere: die Zauberin von Mar-Elias, die Sibylle des Libanon, die weise Frau!

Nach zwei Jahren zeigte Robert der Gräfin, welche mit ihm und Harriet in stetem Briefwechsel geblieben war, die Geburt seines ersten Sohnes

an. Ihr glückwünschendes Schreiben endete mit den Worten:

„Ja, meine Geliebten, das Leben ist wunderbar, und Hoffnungen und Wünsche erfüllen sich oft in einer Weise, die unsern Geist zum Nachdenken, Staunen, zu frommer Unterwerfung zwingt. Wie häufig habe ich in meiner Jugendzeit mich als Herrscherin, als Beglückerin von ganzen Völkern gedacht! Nun wohl, der Traum ist zum Theil erfüllt, wenn auch in anderer Art, als ich es ahnen konnte. Während eines Aufstandes der Drusen gegen die Egypter war ich so glücklich, Verwundete und Kranke in großer Zahl bei mir aufnehmen, sie pflegen und mit verständigem Rath nach ihrer Wiederherstellung entlassen zu können. Verfolgte aller Parteien fanden Schutz bei mir und ich übte unerschrocken die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft. Als die Feindseligkeiten eingestellt waren, ließ der Pascha mich durch einen Abgesandten ersuchen, ich möge künftig bei vorkommenden Unruhen und Empörungen mich wiederum neutral verhalten, er selbst habe Befehl gegeben, die Mauern meines Besitzthums für alle Zeiten als unantastbar zu betrachten. Vor wenigen Wochen sprach ich gegen meine Umgebung die Absicht aus, einen Ausflug nach den heiligen Stätten zu unternehmen; bald hatte sich die Kunde davon verbreitet und eine

Leibgarde von hundert Bewaffneten bot sich mir zur Begleitung an. Alle schworen, mit ihrem Blute für mich und die Meinen einzustehen! Die Elemente, über welche sich meine Herrschaft erstreckt, sie reichen lange nicht an die Bildung und Einsicht der Menschen, über welche ich einst zu regieren gedachte. Allein auf jedem Platze, auf den die Vorsehung uns stellt, können wir doch nur Eines thun: uns bemühen, größere Erkenntniß zu verbreiten, die Menschen weiser und glücklicher zu machen. Ich glaube, daß mir dieß in weiterem Maße hier gelingt, als ich es jemals hoffen durfte! Willy kräftigt sich ungemein, und die Anschauungen, welche er von dem Leben und Treiben verschiedenartiger Völkerstämme gewinnt, werden — so hoffe ich — einst seinem Vaterlande von Nutzen sein. — Unsere Gedanken sind oft und viel in der Heimat und weilen am liebsten bei Eurem reinen Glück. Lebt wohl, wir wollen einander treu bleiben und uns dadurch befriedigt fühlen: Ein Sandkorn ‚zu dem Bau der Ewigkeiten‘ beizutragen!

Florence.“

Jarke, Franziska,

Die Tochter des Nabob Roman von E. Rodorff

Stuttgart und Leipzig [1875]